

# „FAIR PLAY – JEDER MENSCH ZÄHLT.“

Das DKR-Jahresthema 2022  
in Gesellschaft, Schule und Gemeinde





## Die Themenhefte des Deutschen Koordinierungsrates

Die Themenhefte des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit greifen aktuelle Fragen auf und suchen aus einer christlich-jüdischen Perspektive nach tragfähigen Antworten. Informativ und kritisch, unterhaltsam und anregend wollen sie den Leserinnen und Lesern den Stoff zum Nachdenken und Wegweisung zum Handeln geben.

Bitte richten Sie Ihre schriftliche Bestellung an:  
 Deutscher Koordinierungsrat der Gesellschaften  
 für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit e.V.  
 Postfach 1445, 61214 Bad Nauheim  
**E-Mail: [info@deutscher-koordinierungsrat.de](mailto:info@deutscher-koordinierungsrat.de)**



oder online bestellen unter [www.deutscher-koordinierungsrat.de](http://www.deutscher-koordinierungsrat.de)



## Online-Angebote des DKR

Der DKR ist auch zunehmend digital unterwegs. Informationen zu Veröffentlichungen, Veranstaltungen und weiteren Aktivitäten finden sie hier:

Youtube (Hier finden Sie vor allem digitale Veranstaltungen des DKR):

[www.youtube.com/channel/UCwyNosxEFjMhtZywzNYFkSA](https://www.youtube.com/channel/UCwyNosxEFjMhtZywzNYFkSA)

Oder auf der Website [www.youtube.com](http://www.youtube.com) bei der Suchfunktion Deutscher Koordinierungsrat eingeben.

Facebook: [www.facebook.com/Deutscherkoordinierungsrat](https://www.facebook.com/Deutscherkoordinierungsrat)

Twitter: <https://twitter.com/dkrgcjz>

soundcloud: <https://soundcloud.com/dkrgcjz>



## Weiterführende Links

[www.deutscher-koordinierungsrat.de/dkr-media-themenheft-links](http://www.deutscher-koordinierungsrat.de/dkr-media-themenheft-links)

Hier finden Sie ein Linkverzeichnis zum bequemen Anklicken zu allen im Themenheft aufgeführten Links sowie zu weiterführenden Links zum Thema.



# Die Preisträger der Buber-Rosenzweig-Medaille 2022: Peter Fischer, Präsident von Eintracht Frankfurt, und der Verband MAKKABI Deutschland e.V.



**Peter Fischer, Präsident von Eintracht Frankfurt, und der Verband MAKKABI Deutschland e.V. werden vom Deutschen Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit (DKR) 2022 für ihr Engagement gegen Antisemitismus und Rassismus mit der Buber-Rosenzweig-Medaille ausgezeichnet. Die Preisverleihung findet am 6. März 2022 zur Eröffnung der „Woche der Brüderlichkeit“ in Osnabrück statt. Diese steht unter dem Motto „Fair Play – Jeder Mensch zählt“.**

## **Peter Fischer, Eintracht Frankfurt – Ein Präsident mit Haltung**

Peter Fischer hat sich als Präsident von Eintracht Frankfurt mit seiner klaren Haltung gegen Rechts, gegen Antisemitismus und Rassismus im Sport wie in der Gesellschaft einen Namen gemacht. Als Sportfunktionär ist er dadurch für viele zu einem Vorbild geworden. Seit Jahren setzt er sich dafür ein, dass im Sport, insbesondere im Fußball, eindeutig Position gegen Hass, Gewalt, Antisemitismus und Rassismus bezogen wird. Ebenso zeichnet er mitverantwortlich für die intensive Aufarbeitung der NS-Geschichte der Frankfurter Eintracht. Im Jahr 2021 hat er mit dafür gesorgt, dass die Eintracht als Verein die Arbeitsdefinition Antisemitismus der Internationalen Allianz zum Holocaustgedenken (IHRA) übernommen hat. Anlässlich des ersten Jahrestages des rassistischen Anschlags in Hanau trugen die Frankfurter Spieler beim Aufwärmen zum Spiel gegen Bayern München Trikots mit den Namen der Ermordeten – ein Zeichen der Solidarität mit hohem Symbolwert und gesellschaftlicher Strahlkraft. Peter Fischer steht in eindrücklicher Weise ein für Menschlichkeit und Respekt im Sport und darüber hinaus.

**MAKKABI Deutschland e.V. – Ein Verband kämpft gegen Antisemitismus und für das Verbindende im Sport** „MAKKABI ist viel mehr als nur ein Sportverein“, so das Selbstverständnis. Unabhängig von Religion, Herkunft oder Hautfarbe steht MAKKABI in besonderer Weise dafür ein, Sport als Brücke zwischen Menschen zu sehen. Der Dachverband und seine Ortsvereine bringen jüdische und nicht-jüdische Sportlerinnen und Sportler zusammen und schaffen so eine Plattform für das Kennenlernen der verschiedenen Kulturen und Lebenswelten.

Er leistet einen wichtigen Beitrag dafür, jüdisches Leben in seiner Vielfalt sichtbar zu machen und dabei gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen. Sport wird so auch verstanden als Ort der Vermittlung von demokratischen Werten wie Integration, Inklusion und den Kampf gegen Antisemitismus und Rassismus zu fördern. Mit seinem aktuellen Projekt „Zusammen1 – Für das, was uns verbindet“ will er in Kooperation mit dem Zentralrat der Juden aktiv dabei helfen, den organisierten Sport nachhaltig für Antisemitismus zu sensibilisieren und mit Lösungsvorschlägen zu stärken. MAKKABI steht mit seinem ganzen Wirken für eine Gesellschaft ein, in der die Würde jedes Menschen geachtet wird.

**Zum Jahrestag des Anschlags in Hanau unterstützt die Eintracht den Aufruf „SayTheirNames“: Beim Aufwärmen vor dem Spiel gegen Bayern tragen die Spieler am 19.2.2021 die Namen und Bilder der Opfer auf dem Rücken.**





*v.l.n.r.: Rien van der Vegt,  
Dr. Bettina Kratz-Ritter,  
Gerda E.H. Koch,  
Ilona Klemens*

## Fair Play – Jeder Mensch zählt

**Der DKR nimmt 2022 den Sport als wichtigen Ort der Begegnung und des menschlichen Miteinanders in den Blick. Als Fair Play wird im Sport im Allgemeinen das Verhalten beschrieben, das über die vorgegebenen Regeln hinausgeht. Im Fair Play drückt sich die Haltung des Sportlers/der Sportlerin gegenüber seinem Gegner/ihrer Gegnerin aus. Jegliche Herabsetzung oder Schmähung der jeweils anderen ist zu vermeiden, jeder Mensch zu achten und zu respektieren. Ein Sieg im Sport darf gefeiert werden, solange er nicht in Vernichtungsfantasien und Aktionen gegen den Verlierer mündet.**

Mit Peter Fischer, Präsident der Eintracht Frankfurt, und Makkabi Deutschland werden eine Persönlichkeit und ein Verein mit der Buber-Rosenzweig-Medaille 2022 ausgezeichnet, die sich exemplarisch für ein gesamtgesellschaftliches Fair Play und für die Würde jedes Menschen einsetzen. An ihrem Engagement wird deutlich, dass der Sport zwar von Politik unterschieden, aber nicht von Politik getrennt werden kann. Denn der Sport, der für viele Menschen von existentieller Bedeutung ist, kann eine wichtige Schlüsselfunktion in der Wertevermittlung einnehmen. Was im Sport gelten soll, gilt umso mehr in der Gesellschaft. Überall wo Menschen sich begegnen, braucht es Fair Play im Umgang miteinander. Denn: Jeder Mensch zählt, jeder Mensch hat Würde und gleiche Grundrechte, die es zu achten gilt, jenseits all dessen, was uns voneinander unterscheiden mag.

Das vorliegende Heft beleuchtet das Jahresthema entsprechend aus biblisch-theologischer, historischer, anthropologischer und gesellschaftspolitischer Perspektive.

Aufgrund der besonders schwierigen schulischen Situation unter der Corona Pandemie finden sich in diesem Heft leider nur wenige pädagogisch-didaktische Beispiele für den Unterricht.

Wir wünschen viel Freude an der Lektüre und Anregungen für das eigene Engagement in Ihrem Umfeld. Jede und jeder kann etwas dazu beitragen, dass es im Miteinander fair zugeht und jeder Mensch in seiner Würde geachtet wird!

### **Ihr Redaktionsteam**

**Gerda E.H. Koch**

**Dr. Bettina Kratz-Ritter**

**Rien van der Vegt**

**Ilona Klemens**

- 3 **Zu den Preisträgern 2022:** Peter Fischer, Präsident von Eintracht Frankfurt, und der Verband MAKKABI Deutschland e.V.
- 4 **Zum Themenheft 2022**
- 7 **Esther Schapira und Georg M. Hafner:** Antisemitismus und die Legende vom unpolitischen Sport
- 10 **Jehoschua Ahrens:** Jeder Mensch zählt – in Tora und Talmud
- 11 **Norbert Lammert:** Kompromisslose Richtschnur
- 12 **Manfred Lämmer:** Vom „Muskeljudentum“ zur Makkabiah
- 15 **Frank Walter Steinmeier:** Bekämpfung von Missbrauch an Kindern
- 17 **Rien van der Vegt:** Die Makkabäer im Christentum
- 18 **Ulrike Offenberg:** Die Makkabäer im Judentum
- 19 **Oscar Hammerstein II / Richard Rodgers:** You'll Never Walk Alone
- 20 **Peter Noss:** Körper, Sport und Fairplay – der Andere im Blick
- 22 **Ilona Klemens:** Fair Play im Dialog
- 24 **Henry Wahlig:** Die Geschichte der Juden im deutschen Fußball
- 26 **Allon Sander:** Rugby und Einheit – das neue Südafrika
- 28 **L. Joseph Heid:** Olympischer Alptraum – Wie Deutschland 1936 in Berlin seine sportliche Unschuld verlor
- 30 **Interview mit Prof. Dr. Sabine Andresen:** Sexueller Kindesmissbrauch: Das Leid und Unrecht anerkennen
- 32 **Eva Schulz-Jander / Christoph Münz / Redaktion:**  
Geburtstagspost an eine alte Dame – 70 Jahre Woche der Brüderlichkeit
- 34 **Sophia Sada:** Fair Play: Jeder Mensch zählt – Das Beispiel der DFB Sportschule in Gelsenkirchen
- 36 **Silvi Behm / Pia Döpfer:** Fair Play – Menschen mit Behinderungen in Israel
- 38 **Dirk Frenking:** Fair Play im Grundgesetz
- 41 **Christian Gaum:** Fairness als zentraler Wert des Sports
- 44 **Christine Grewe:** Osnabrück: A little piece of peace
- 46 **Torsten Lattki:** „Mauscheln“ und „Mischpoke“ – über Antisemitismus in der Sprache
- 48 **Alon Meyer:** Wie politisch ist Sport? Oder: Wie sportlich ist Politik?
- 50 **Lorenz Peiffer:** Emanuel Schaffer und Hennes Weisweiler
- 52 **Michael Roth:** Sport: Fairness und Gewalt
- 54 **Ruth Weiss:** NEL-SON ... NEL-SON! Südafrika als Vorbild für den Kampf gegen Rassismus und Antisemitismus?

#### Praxis in Schule und Gemeinde

- 56 **Claudia Lüke:** Fair Play – Die Kunst (, die) zählt
- 58 **Hong Nhung Nguyen:** Hidden Codes – Ein Mobile Game zur Radikalisierungsprävention
- 60 **Matthias Flüß:** Einmal Geodreiecke aus Maisstärke, bitte! Fladen: Ein fairer Laden in der Schule
- 62 **Lea Mor:** Die Drei-Religionen-Schule in Osnabrück
- 63 **Vorstellung der Osnabrücker GCJZ**
- 64 **Zu den Autor\*innen**

Die Redaktion ist stets bemüht, keine Urheberrechte von Dritten zu verletzen. In der Regel besitzen wir daher bei jedem abgedruckten Text die Genehmigung des Copyright-Inhabers. In seltenen Fällen jedoch waren die Rechteinhaber nicht ermittelbar bzw. sind unbekannt. Sollte dies daher unwillentlich zu einer Rechtsverletzung geführt haben, bitten wir um eine entsprechende Nachricht mit nachvollziehbarem kurzen Hinweis auf die tatsächlichen Urheberrechte.



**Die Wanderausstellung „Zwischen Erfolg und Verfolgung – Jüdische Stars im deutschen Sport bis 1933 und danach“** würdigt mit Hilfe großformatiger skulpturaler Präsentationen den großen Anteil jüdischer Athletinnen und Athleten an der Entwicklung des modernen Sports in Deutschland.  
([www.juedische-sportstars.de](http://www.juedische-sportstars.de))

Die Ausstellungs-Fotos im Heft stammen von Angelika Rieber.



**Wie politisch ist Sport? Oder: Wie sportlich ist Politik?**  
Alon Meyer, Präsident von TuS Makkabi Frankfurt, einem der größten Vereine der Stadt, mit über 2.200 aktiven Mitgliedern, davon 30 Prozent jüdisch, und MAKKABI Deutschland, dem Dachverband aller jüdischen Sportvereine in Deutschland zur Frage, wie politisch der Sport eigentlich sein sollte oder darf.  
**ab Seite 48**



**Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Osnabrück**  
Die GCJZ Osnabrück wurde im Juni 1980 gegründet. In Osnabrück, der Stadt des Westfälischen Friedens, hat der interreligiöse Dialog einen besonderen Platz. In diesem Kontext wird auch die GCJZ mit ihren besonderen Anliegen wahrgenommen und geschätzt.  
**Seite 67**

# Martha Jacob

Leichtathletin  
Track & Field Athlet

geboren am 7. Februar 1901 in Berlin - gestorben am 13. September 1976 in Kapstadt (Südafrika)  
born February 7, 1901 in Berlin - died September 13, 1976 in Cape Town (South Africa)



Martha Jacob wird die erste ausländische Trainerin eines britischen Leichtathletik-Nationalmannschaft der Frauen. Ihre Karriere beginnt sie beim ältesten jüdischen Turnverein Deutschlands, bei der Kochba Berlin. 1924 wird sie außerdem Mitglied im Berliner SC und trainiert dort neben dem Kugelstoßen vor allem das Speer- und Diskuswerfen.



Martha Jacob was the first foreign trainer of the British women's track and field team. She began her career with the oldest Jewish sports club in Germany the BSC Kochba Berlin. In 1924 she also became a member of the Berliner SC where - in addition to her coaching for the shot put - she also presided the discus and javelin throw.

Im Jahr 1928 wechselte sie zum SC Charlottenburg und begann ein Studium an der Deutschen Hochschule für Leibesübungen in Berlin. An den Olympischen Spielen in Amsterdam 1928 nimmt sie im Rahmen einer Gymnastikvorführung teil. Wegen der antisemitischen Politik des NS Regimes verlässt sie bereits im April 1933 Deutschland in Richtung London, Oberfrankreich und die Niederlande flüchtet sie 1936 nach Südafrika, wo sie heiratet und Mutter von zwei Töchtern wird.

In 1928 she switched to the SC Charlottenburg and began her studies at the German College of Physical Exercise in Berlin. At the 1928 Summer Olympics in Amsterdam she took part in a gymnastics exhibition. Due to the rising anti-semitic position of the Nazi regime, Martha Jacob left Germany for London in April of 1933. Travelling through France and the Netherlands she fled to South Africa in 1936 where she married and gave birth to two daughters.

Deutsche Meisterin im Speerwurf 1929  
German Javelin Throw Champion 1929

Englische Rekordhalterin im Diskus- und Speerwurf 1932  
English Record Holder in Discus and Javelin Throw 1932

Europäische Meisterin der Makkabi Vereine 1933 (Speerwurf, Diskuswurf)  
European Maccabi Record Champion in Discus and Javelin Throw (1933)

Südafrikanische Meisterin im Speerwurf 1937  
South African Javelin Throw Champion 1937



1928 wechselt sie zum SC Charlottenburg und beginnt ein Studium an der Deutschen Hochschule für Leibesübungen in Berlin. An den Olympischen Spielen in Amsterdam 1928 nimmt sie im Rahmen einer Gymnastikvorführung teil. Wegen der antisemitischen Politik des NS Regimes verlässt sie bereits im April 1933 Deutschland in Richtung London, Oberfrankreich und die Niederlande flüchtet sie 1936 nach Südafrika, wo sie heiratet und Mutter von zwei Töchtern wird.

In 1928 she switched to the SC Charlottenburg and began her studies at the German College of Physical Exercise in Berlin. At the 1928 Summer Olympics in Amsterdam she took part in a gymnastics exhibition. Due to the rising anti-semitic position of the Nazi regime, Martha Jacob left Germany for London in April of 1933. Travelling through France and the Netherlands she fled to South Africa in 1936 where she married and gave birth to two daughters.

Aufdrückbare Informationen finden Sie unter: Standard-Informationen sind bei Ihnen zu finden.



www.juedische-sportstars.de

# Antisemitismus und die Legende vom unpolitischen Sport

Esther Schapira und Georg M. Hafner

**Eine Minute und zwanzig Sekunden lang ist die „Hatikva“ zu hören, die israelische Nationalhymne. Ansonsten ist es still in der Olympia-Halle in Tokyo als die israelische Fahne hochgezogen wird und der Turner Artem Dolgopyat mit seiner Goldmedaille Geschichte für sein Land schreibt.**

Am Vortag hatte das israelische Mixed Judo-Team Bronze gewonnen. Der Judoka Tohar Butbul hatte zuvor einmal mehr erleben müssen, wie die Regeln des Fair Play jede Gültigkeit verlieren, wenn es um Israelis geht. Der algerische Judoka Fethi Nourine hatte sich wie schon bei der Weltmeisterschaft 2019 geweigert, gegen ihn anzutreten. „Wir haben hart gearbeitet, um uns für Olympia zu qualifizieren, aber die palästinensische Sache ist größer als das“, kommentierte Nourine seinen Ausfall bei den Spielen der Völkerfreundschaft, der sich einreihet in die skandalöse Liste antisemitischer Diskriminierung im Sport.

## Beschönigte Geschichte Olympias

Sport und Antisemitismus haben eine lange Geschichte. Sie reicht von den Olympischen Spielen 1936 in Berlin bis zu den Spielen 1972 in München, von der propagandistischen Duldung jüdischer Sportler zur Tarnung des Rassenterrors der Nazis bis zur Ermordung israelischer Spitzensportler vor den Augen der Welt. Zwei Extreme, die sich aber im Kleinen bei fast jeder Olympiade wiederholen. Israelische Sportler sind immer wieder die Parias unter den Athleten, sie gehören nicht selbstverständlich dazu, wie die Sportler der Marshallinseln oder aus Brunei. Die Beispiele sind Legion, wenn auch meist im Windschatten der öffentlichen Wahrnehmung: 2004 in Athen verweigerte sich der iranische Judo-Weltmeister einem Kampf gegen seinen israelischen Konkurrenten. 2008 in Peking boykottierte ein iranischer Schwimmathlet einen israelischen Sportkameraden, gegen den er hätte antreten müssen. Er meldete sich lieber krank, als mit einem Juden im selben Wasser zu schwimmen. 2012 bei der Olympiade in London täuschte der ägyptische Judoka Ahmad Awad eine Verletzung vor, um

nicht gegen den Israeli Tal Flicker antreten zu müssen, sein Landsmann Ramadan Darwish verweigerte seinem israelischen Gegner nach dem verlorenen Kampf den obligatorischen Händedruck. Als sich zwei israelische Synchronschwimmerinnen im Juni 2021 in Barcelona für die Olympischen Spiele in Tokio qualifizieren wollten, bezeichnete eine spanische TV-Kommentatorin die israelischen Sportlerinnen als „Weißwaschung“ des israelischen „Völkermords an den Palästinensern“. Diese antisemitische Entgleisung war zugleich eine perfide historische Umkehrung. Tatsächlich hatte Olympia 1936 für wenige Wochen das braune Deutschland weißgewaschen, ein absehbarer politischer Missbrauch. Als das IOC 1931 die Olympischen Spiele an Deutschland vergibt, gärt es bereits gefährlich in der Weimarer Republik. Nach der Machtergreifung der NSDAP 1933 wächst international die Besorgnis, ob Nazideutschland Gastgeber der Olympiade sein kann. Max Schmeling wird auf einen Werbefeldzug in die USA geschickt, Hitler versichert, die Spiele stünden allen Athleten offen, „allen Rassen und Konfessionen“. Nebenher wurde nahe der Olympiastadt Berlin das Lager Sachsenhausen, eines der ersten Konzentrationslager, errichtet. Die Sportwelt glaubte der Beschwichtigung dennoch gern und ein Boykott wurde mit knapper Mehrheit abgewendet. Nazideutschland krönte seine Propagandashow mit einem Medaillen-Regen. Joseph Goebbels triumphierte, zumal dies die ersten Spiele waren, die auch im Fernsehen gezeigt wurden. Die Sportler wurden so zu „Gladiatoren ... und Spaßmachern eines Diktators“ herabgewürdigt, wie Heinrich Mann bitter resümierte.

## Keine Mitverantwortung?

1972 durften die Olympischen Spiele zum ersten Mal wieder nach Deutschland. Das Land schien dafür reif zu sein. Es sollten die „heiteren Spiele“ werden: Sie sollten die braunen von 1936 überstrahlen. Aber die Spiele endeten in einer Katastrophe: Elf israelische Athleten wurden mitten im olympischen Dorf durch ein palästinensisches Terrorkommando als Geiseln ge-

nommen, um 200 Palästinenser aus israelischen Gefängnissen freizupressen, ebenso wie die deutschen Topterroristen Andreas Baader und Ulrike Meinhof. Es endete in einem Massaker mit 17 Toten. Ulrike Meinhof bedankt sich bei den Attentätern für die „zutiefst proletarische Aktion“. Nach nur einem Tag Unterbrechung verkündete der damalige IOC-Präsident Avery Brundages „The games must go on“ und setzte unter tobendem Applaus die Spiele fort. Derselbe Funktionär, der schon den Boykott der Spiele von 1936 verhindert hatte und dafür mit der Wahl ins IOC belohnt worden war. Von Willi Daume, dem deutschen Nationalspieler von 1936 im Basketball, ist der Satz überliefert: „Es ist schon so viel gemordet worden – wir wollten den Terroristen nicht erlauben, auch noch die Spiele zu ermorden.“ Also wurde heiter weitergespielt und die Spiele nur für lächerliche 24 Stunden unterbrochen.

Jochen Vogel, Münchens damaliger Oberbürgermeister und Garant für die besondere Heiterkeit der Spiele, war sich 40 Jahre später, als wir ihn zu dem Desaster interviewten, keiner Mitverantwortung bewusst: „Mit einem solchen Anschlag ist nicht gerechnet worden ... das Sicherheitskonzept ... ist allen teilnehmenden Nationen zur Kenntnis gebracht worden, auch Israel.“

Dabei gab es genug Warnungen schon zwei Jahre vor den Spielen. Unser Dokumentarfilm „München 1970 – Als der Terror zu uns kam“ (ARD 2012) beschreibt diese unheilvollen Vorzeichen, die allesamt verdrängt und vertuscht wurden mit dem Ziel, die Olympischen Spiele nicht zu gefährden. 1970 war das Jahr mit den schwersten antisemitischen Anschlägen seit Ende des II. Weltkrieges. Am 10. Februar kaperte ein palästinensisches Terrorkommando eine EL-Al-Maschine auf dem Münchner Flughafen Riem und tötete den israelischen Passagier Arie Katzenstein durch eine Handgranate. Drei Tage später wurde das Jüdische Gemeindezentrum in der Münchner Reichenbachstrasse in Brand gesetzt. Sieben Überlebende der Shoa erstickten qualvoll. Am 21. Februar wurde eine Maschine der Swissair auf

dem Weg nach Tel Aviv mit einer Paketbombe zum Absturz gebracht. Alle 47 Passagiere starben, unter ihnen der Onkel des Autors, Rudolf Crisolli, damals Chefreporter des ZDF, auf dem Weg ins Studio Tel Aviv. Die Täter kamen aus dem Nahen Osten, aber in Deutschland saßen ihre Helfer und Claqueure, auch in den Hörsälen der Republik. Die linke Gallionsfigur Dieter Kunzelmann war höchst unzufrieden über die Ausführung des Anschlages in München Riem: „Die verzweifelten Todeskommandos (der Palästinenser)“ müssen „durch besser organisierte zielgerichtete Kommandos ersetzt“ werden, „die von uns selbst durchgeführt werden“. Niemand wurde zur Rechenschaft gezogen. Die Akten wurden geschlossen. Deutschland wollte seine Ruhe haben und bekam sie.

### Falsche Rücksichtnahme

Die Leichen der ermordeten Sportler trafen in Israel ein, in München gab es eine Trauerfeier im Olympiastadion und am Ende der Spiele noch eine Schweigeminute. Das war's. Vier Jahrzehnte lang lehnte das olympische Komitee es ein ums andere Mal ab, der toten Israelis offiziell zu gedenken, weil die Gefühle anderer Nationen verletzt werden könnten. Um welche Gefühle es dabei geht, macht Jibril Rajoub, der Vorsitzende des palästinensischen Olympischen Komitees, deutlich. Als er 2014 davon erfuhr, dass palästinensische Jugendliche zusammen mit israelischen Jugendlichen ein Fußballmatch bestritten hatten, wütete er: „Jede Normalisierung im Bereich des Sportes mit dem zionistischen Feind ist ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit“. Als Präsident des Palästinensischen Fußballverbands beantragte er 2015 sogar den Ausschluss Israels aus der FIFA. Es dauerte 49 Jahre bis bei den Olympischen Spielen in Tokio erstmals wieder des Massakers in München gedacht wurde. Im Land der Opfer wurde dies tief bewegt wahrgenommen, im Land des Tatorts war es nur eine kleine Randnotiz. Immerhin war es der Deutsche Thomas Bach, der sich als IOC-Präsident zum ersten Mal gegen alle seine Vorgänger durchsetzte, die sich über vier Jahrzehnte energisch gegen ein solches Gedenken gestäubt hatten. Alles vermeiden, was Antisemiten verstören könnte. Auf der internationalen Bühne ebenso wie auf der Provinzbühne. Tennis Borussia Berlin ist kein Spitzenver-

ein in der Welt des Fußballs. Auch dass die Legende Sepp Herberger von 1926 bis 1930 für den Verein gekickt hat, ist nur noch eine Randnotiz. Der Verein hängt in der Regionalliga Nord fest. Aber er zeigte Gesicht: Als die Auschwitzüberlebende Esther Bejarano im Juli 2021 fast hundertjährig verstarb, schrieben die Fans von Tennis Borussia auf ein großes Transparent: „Deine Stimme wird nie verstummen! Ruhe in Frieden, Esther Bejarano“. Das machte keine Schlagzeilen, aber Mut. Als der Verein dann ein weiteres Zeichen setzen und beim ersten Spiel der neuen Saison in Aufwärmtrikots mit den Namen der Todesopfer rechter Gewalt und dem Logo des Opferfonds CURA auflaufen wollte, grätschte der Nordostdeutsche Fußballverband dazwischen. Er lehnte die Trikots ab, weil sich „eine bestimmte Gruppe von Personen durch die Werbung provoziert fühlen könnte.“ Mutmaßlich handelt es sich dabei um die Personengruppe, der auch Mitglieder des 1982 gegründeten Fanclubs des viel prominenteren Berliner Fußballvereins Hertha BSC angehörten, der auf den Namen „Zyklon B“ hörte und sich später „Endsieg“ taufte.

Aber auch eher „unverdächtige“ Clubs, wie Union Berlin, der „linke“ Club der Hauptstadt sozusagen, hatten in der Vergangenheit handfeste antisemitische Probleme. Von „Juden raus“-Rufen bis zu Schmähesängen wie „wir bauen eine U-Bahn von Auschwitz nach Tebe“ (zu Tennis Borussia Berlin) oder „Am Tag als Hans Rosenthal starb“. Als nun zum ersten Mal mit Maccabi Haifa eine israelische Mannschaft im hoch antisemitisch kontaminierten Olympiastadion gegen die Union spielte, kam es bei dem eher harmlosen Spiel der Europaleague zu unschönen Szenen. Fans der Union versuchten eine Israel-Fahne anzuzünden, brüllten „Schieß Juden“ in Richtung der MaccabiFans, warfen Bier in Plastikbechern in den Block 14, wo Mitglieder des Jungen Forums der Deutsch-Israelischen Gesellschaft saßen. Ein Vorfall so typisch, wie alltäglich. Aber dieses Mal reagierte der betroffene Fußballclub umgehend und leitete ein Verfahren ein zum Ausschluss eines antisemitischen Fans. Ein unbefristetes Hausverbot in allen Räumlichkeiten des Vereins wurde ausgesprochen und ein bundesweites Stadionverbot wurde für den Täter beim DFB, dem Deutschen Fußballbund, beantragt. So sieht „kein Platz für Antisemiten“ auch mal aus.

### Antisemitische Entgleisungen und Verstöße

„Jude“ sei die älteste Beschimpfungsform im Fußball, meint der Berliner Fanforscher Gerd Dembowski. Und davon wird regelmäßig Gebrauch gemacht. Keiner bekommt das häufiger zu spüren als die Spieler des Sportvereins MAKKABI. Vor allem, wenn sich die Situation im Nahen Osten mal wieder zuspitzt, eskalieren auch die Bedrohungen und Beschimpfungen gegen Mitglieder des Jüdischen Sportvereins in Deutschland. Es gehört Zivilcourage und eine klare Haltung dazu, mit dem Trikot mit Davidstern aufzulaufen. Es jenseits des geschützten Stadionraumes zu tragen, könnte durchaus gefährlich werden, sagt der Präsident des Vereins Alon Meyer. Genau deshalb ist er zu Recht sehr stolz darauf, dass die Zahl der Vereinsmitglieder in den vergangenen Jahren sprunghaft angestiegen ist. Mitglied bei MAKKABI zu werden, das ist auch ein politisches Statement gegen Antisemitismus. Umso bemerkenswerter und hoffnungsvoller ist es, dass 75 Prozent der Vereinsmitglieder nicht jüdisch und dass auch viele Muslime darunter sind. Auch die Mitgliedschaft bei Eintracht Frankfurt ist ein klares Bekenntnis, seit der Präsident des Vereins, Peter Fischer, erklärt hat, dass er der AfD zwar nicht den Zutritt ins Stadion verbieten könne, aber den Zugang zu einer Mitgliedschaft erschweren und dass er sie verhindern werde. Das führt nicht zu einem scharenweisen Austritt, sondern zu einem massenhaften Eintritt in den Verein. Fischers Sohn spielt bei MAKKABI Fußball. Und für ihr gemeinsames Engagement gegen Antisemitismus und Rassismus werden im März 2022 Peter Fischer und MAKKABI mit der Buber-Rosenzweig-Medaille geehrt. Problemlos ist die Fußballwelt auch in Frankfurt nicht, aber antisemitische Fouls werden nicht übersehen. Als ein israelischer Schiedsrichter bei einem Spiel der Frankfurter Eintracht gegen Racing Straßburg als „Judensau“ aus der Eintracht Fankurve beschimpft wurde, weil er einen Spieler mit der roten Karte des Platzes verwiesen hatte, setzte sich der Verein öffentlich damit auseinander. Als Israel von mehr als 3.000 Raketen aus Gaza beschossen worden war, posteten zwei Topspieler einseitige Unterstützung für die palästinensische Seite. Der Verein führte eindringliche Gespräche mit den Stars und machte klar, dass Israelfeinden die gelbe Karte gezeigt wird.

Die UEFA hat ebenso wie die anderen großen Sportverbände Regelungen, die Fair Play garantieren und Verstöße dagegen sanktionieren. Trotzdem gibt es kaum ein größeres Sportereignis weltweit, bei dem es nicht zu antijüdischen oder antiisraelischen Vorfällen käme – bislang meist folgenlos.

Als der israelische Judoka Tal Flicker 2017 beim Grand Slam in Abu Dhabi überraschend die Goldmedaille holt, stehen die Veranstalter und Ausrichter dieses wichtigen Sportevents vor einem Dilemma. Flicker durfte schon während des Wettkampfes keinerlei Nationalsymbole zeigen und bei der feierlichen Medaillenverleihung wurde die israelische Nationalhymne kurzerhand durch die Hymne des Judoka-Weltverbandes ersetzt. Flicker aber sang die „HaTikva“. Leise und stolz und unter Tränen. Nur ein Jahr später flossen wieder Tränen. Am selben Ort, im selben Stadion. Es waren die Tränen der israelischen Kulturministerin Miri Regev, als das israelische Judoteam in Abu Dhabi erneut Medaillen holte und dieses Mal die israelische Flagge im Stadion wehte und

die „HaTikva“ offiziell laut erklang. Abu Dhabi hatte gerade Israel als Staat anerkannt. Ein weiteres Jahr später aber gab es bei der Judo-Weltmeisterschaft in Tokio den nächsten antisemitischen Eklat. Der Iran hatte den Judoka Saeid Mollaei angewiesen, nicht im Halbfinale anzutreten, um nicht gegen den Israeli Sagi Muki zu kämpfen. Heute sind die beiden eng befreundet. Saeid Mollaei ist aus dem Iran geflohen und hat für seine neue Heimat Mongolei bei der Olympiade in Tokio 2021 eine Silbermedaille erkämpft, die er Israel widmete. Ein ungewöhnliches Happy End und eine ermutigende Ausnahme, die zeigt, dass der Kampf gegen Antisemitismus Zivilcourage, Hartnäckigkeit und Geduld verlangt, aber eben auch Erfolg haben kann. „Wir gingen durch 49 Jahre des Kämpfens und gaben nie auf“ hatten die Witwen der ermordeten israelischen Sportler im Anschluss an das Gedenken bei der Eröffnungsfeier in Tokio gesagt. Die Welt will vergessen. Erinnerung aber ist ebenso Teil der jüdischen Identität wie Selbstverteidigung.

Kein Staat wird in seiner Existenz so weit verbreitet in Frage gestellt, bedroht, diskriminiert, wie Israel. Und kein Staat wird von der UN, der Völkergemeinschaft, häufiger verurteilt. Doch nicht nur die UN ducken sich weg (im besten Fall!), statt Antisemitismus auch in Gestalt der Israelfeindschaft zu bekämpfen. Auch im Sport wird Antisemiten kaum die rote Karte gezeigt. Als das nationale, olympische Team des Iran aus Tokio nach Hause zurückkehrte, wurde es von Ayatollah Khamenei, dem Staatsoberhaupt, persönlich dazu beglückwünscht, nicht gegen Israelis anzutreten. Mehr noch: Khamenei forderte alle muslimischen Staaten und alle Muslime auf, es dem Iran gleichzutun. Und jetzt? Was tut das IOC? Die Antwort kann nur lauten: Disqualifikation.

Antisemitismus muss genauso geahndet werden wie Doping. Dafür muss die Zivilgesellschaft, also wir alle, die Verantwortlichen in die Pflicht nehmen. „*An allem Unrecht, das geschieht, ist nicht nur der schuld, der es begeht, sondern auch der, der es nicht verhindert.*“ (Erich Kästner)



Das Modellprojekt „Zusammen1 – Für das, was uns verbindet“ unter der Trägerschaft von MAKKABI Deutschland in Kooperation mit dem Zentralrat der Juden in Deutschland wird vom Bundesfamilienministerium (BMFSFJ) im Rahmen der Initiative „Demokratie Leben“ gefördert. Ziel des Projekts ist die Stärkung aller Akteur\*innen des organisierten Sports bei der Prävention und Bekämpfung von Antisemitismus und anderen Diskriminierungsformen. Das Projekt beruht dabei auf den drei Säulen „Verstehen“ (Empirische Sozialforschung), „Vermitteln“ (Bildungsangebote) und „Verändern“ (Schaffung von Regelstrukturen, wie z.B. für die Meldung antisemitischer Vorfälle). Eine Innovation von Zusammen1 besteht im Angebot pädagogischer Fußballtrainings, in denen den Teilnehmenden zeitgleich zivilgesellschaftliche und sportliche Kompetenzen vermittelt werden.

# Jeder Mensch zählt – in Tora und Talmud

Jehoschua Ahrens

**Das Judentum ist eine Religion der Freiheit – gerade auch der persönlichen Freiheit. Wie es in der Schöpfungsgeschichte heißt (Gen 1,26f) ist jeder Mensch im Ebenbild Gottes geschaffen und damit hat jedes Individuum ein immanentes und unveränderliches Recht auf Würde und Respekt. Anders als in den Kulturen der Antike geht damit auch die Gleichheit und Gleichwertigkeit des menschlichen Lebens einher – egal ob König oder Knecht.**

Das bedeutet auch Schutzwürdigkeit. Das Leben eines Menschen zu nehmen ist das wohl schwerste Vergehen im Judentum (Gen 9,5-6) und zeitigt entsprechende Konsequenzen. Der Talmud (in Mischna Sanhedrin 4,5) spricht sogar von jedem Menschen als Mikrokosmos, als eigene Welt und „wenn jemand eine Seele vernichtet, es ihm die Schrift anrechnet, als hätte er eine ganze Welt vernichtet, und wenn jemand eine Seele erhält, es ihm die Schrift anrechnet, als hätte er eine ganze Welt erhalten.“

Diese Fokussierung auf den Einzelnen befreit uns aber keineswegs von der Verantwortung gegenüber dem anderen, ganz im Gegenteil. Gerade weil jeder Mensch zählt und so wichtig ist, gelten diese grundlegenden Rechte nicht nur für mich, sondern auch für jedes andere Individuum. Das führt natürlich zu Spannungen zwischen meiner persönlichen Freiheit und der Freiheit des anderen und damit also meinen individuellen Rechten einerseits und meiner Verantwortung der Gemeinschaft gegenüber andererseits. In diesem Spannungsfeld bewegen wir uns als Gesellschaften unweigerlich und es gibt keine Patentlösung – es ist eine bleibende Herausforderung für uns.

Die Tora gibt zwei Beispiele wie es nicht gehen soll: die Geschichte der Flut und des Turmbaus zu Babel. In der Flutgeschichte ist Noah alleine als gerechter und moralischer Mensch in einer Gesellschaft, die sich für ihre Mitmenschen kaum interessiert, die Welt „war verdorben vor dem Angesicht Gottes und voller Unrecht“ (Gen 6,11). Rabbiner Joseph Hertz erklärt (in seiner Einleitung zu Noah), dass nur er an Gerechtigkeit glaubte und Gnade übte. Dieses Unrecht war also von Menschen gemacht. Es war aber kein offensichtliches Unrecht wie Raub oder Mord, wie Rabbiner Samson Raphael Hirsch (Kommentar zu Gen 6,10)

verdeutlicht, es war ein „solches Unrecht, das nicht durch menschliches Gericht gefasst werden kann, das aber, fort und fort geübt, nach und nach den Nächsten begräbt. [...] Es war zuerst Sittenverderbnis, Vergehen, bei denen man die bürgerliche Gesellschaft nicht beteiligt glaubt, [...] Mit offenbarem Raub, wird sich nie die Gesellschaft füllen, dagegen weiß sie sich durch Kerker und Strafgewalt zu schützen. Allein an der mit Schlauheit gepaarten Unrechtfertigkeit geht sie zu Grunde, wogegen nicht menschlicher Arm, wogegen nur die vor Gott sich selber richtende Gewissenhaftigkeit zu schützen vermag.“ Es mangelte also nicht an rechtsstaatlichen Mitteln und die Menschen begingen keine großen Verbrechen, wie sie von einem Gericht hätten geahndet werden können. Oberflächlich schien die Gesellschaft gesund und erfolgreich. Aber sie begingen anderes Unrecht, viele Kleinigkeiten. Sie waren korrupt, sie dachten nur an sich und ihren Vorteil, sie kümmerten sich nicht um die anderen Menschen, es herrschte Missgunst und Neid. Es gab kein Bewusstsein für Solidarität, kein Verantwortungsgefühl. Und es ist eben genau diese Gewissen- und Skrupellosigkeit, die zum Untergang einer Gesellschaft führt.

Das andere Extrem ist die Geschichte des Turmbaus zu Babel. Die Menschheit „verschmilzt“ nun zu einer Einheit – besser gesagt, zu einer Masse – und wollte zeigen, was sie gemeinsam erschaffen können: „Da sprachen sie: Wohlauf, lasst uns eine Stadt und einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, so wollen wir uns einen Namen machen“ (Gen 11,4). Sie wollten sich also „einen Namen machen“, sich selbst groß machen und über Gott erhaben sein. Der Turm ist ein Ersatz für Gott und zeigt die Hybris der scheinbar unbegrenzten menschlichen Fähigkeiten. Die Menschheit wollte zeigen, was – wie es

Rabbiner Samson Raphael Hirsch formuliert – „die Gesamtheit vermag, wie sie, wenn sie ihre Kräfte zusammentut, die Natur überwältigen kann, und fasst den Entschluss etwas zu schaffen, was als ewiges Denkmal die Allmacht und die Bedeutung der Gesamtheit jedem Einzelnen gegenüber vergegenwärtigen soll“ (Kommentar zu Gen 11,4). Sie glaubte also in ihrer Gesamtheit Gott und seine Gebote nicht zu brauchen und dass „der Einzelne nur in ihrer Bedeutung finde, die Gesamtheit nicht zur Ergänzung des einzelnen da sei, sondern der einzelne ganz in die Gesamtheit aufzugehen habe“ (ebd.). In Wirklichkeit war diese Gesellschaft aber alles andere als einmütig oder harmonisch. Die Konformität war nur künstlich und ein Ausdruck der Angst der Menschen vor Verschiedenheit. „Ist die Gesamtheit, was sie sein soll, und bestände sie aus Millionen, so bedarf es gar keiner künstlichen Einigungsmittel, das Band liegt im Bewusstsein jedes einzelnen und ihr Einigungspunkt ist Gott. Ist sie aber nicht um des einzelnen willen da, sondern umgekehrt, spricht sie Na'ase Lanu Schem [wir wollen uns einen Namen machen], so wird natürlich der einzelne nur gezwungen, oder künstlich geködert, sich aufopfernd ihr unterzuordnen“, so Rabbiner Samson Raphael Hirsch (ebd.). Am Ende zählt der einzelne Mensch auf einmal nichts mehr und wird nur noch auf seine Nützlichkeit reduziert, wie der Midrasch (Pirke deRabbi Elieser/Midrasch HaGadol 11,3) veranschaulicht: „Als der Turm schon sehr hoch geworden war, dauerte es ein Jahr, um Ziegel von der Erde zu den oberen Stockwerken zu transportieren. Die Ziegel wurden dadurch kostbarer als das menschliche Leben. Wenn ein Ziegel weg rutschte und fiel, weinten die Menschen, aber wenn ein Mensch fiel und starb, nahm es niemand zur Kenntnis.“ König Nimrod, „ein verschlagener Held vor dem Ewigen“ (Gen 10,9), nutzte die Ängste und die Sehnsucht nach Uniformität für seine Zwecke aus. Er begeisterte die Massen für seinen Ruhm, versprach ihnen alles und führte sie doch ins Verderben, denn eine solche Gesellschaft geht an ihren inneren Widersprüchen und ihrem Größenwahn zugrunde und kann nicht bestehen.

Dabei brauchen wir Menschen natürlich auch Gemeinschaft. Eine Gesellschaft von Individuen funktioniert nicht. In der Schöpfungsgeschichte heißt es (Gen 2,18): „Gott sprach, es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei, Ich will ihm eine Hilfe schaffen, wie sie sich ihm gegenüber eignet.“ Jeder Mensch braucht also gleichberechtigte Partner um sich herum. Das Schlimmste wäre das Alleinsein, denn Vereinsamung kann sogar zum Tod führen, wie Raba im Talmud (Taanit 23a) feststellt: „Das ist es, was die Leute sagen: entweder Gesellschaft oder den Tod.“ Wir sollen immer die Gesellschaft anderer Menschen suchen (vgl. Talmud Brachot 8a). Die Lehren aus den biblischen Geschichten der Flut und des Turmbaus sind auch heute für uns relevant. Jeder Mensch zählt! Das heißt, dass wir nicht in einer großen anonymen Masse untergehen sollen. Wir sollen keine Angst haben vor

Vielfalt und Diversität. Die Geschichte hat wiederholt gezeigt, dass Uniformität zu unheilvollen Massenbewegungen und Ausgrenzung führen kann, die allzu leicht in Wahn und Katastrophen enden. Menschen sollen sich ergänzen und gerade die Unterschiede bereichern und erweitern den eigenen Horizont. Das heißt aber eben nicht, dass nur ich und meine Bedürfnisse zählen. Es reicht nicht zu meinen, dass ich alles machen kann, was ich möchte, solange ich dem anderen nicht direkt schade. Ich kann auch nicht einfach nur für mich denken und handeln, ohne Blick auf die Gesamtgesellschaft. Jeder Mensch zählt, das bedingt auch eine Verantwortung dem anderen gegenüber, der genauso Respekt und Würde verdient wie ich und dem ich aktiv helfen muss, wenn er oder sie sozial oder ökonomisch ausgegrenzt wird.

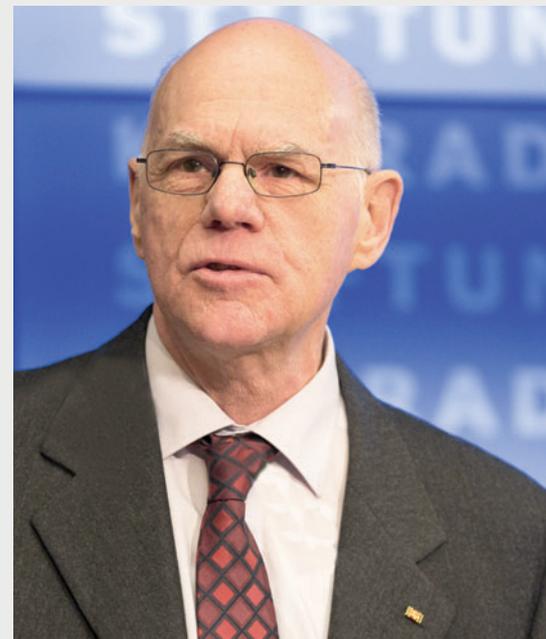
Ein Ausgleich zwischen Individualität und Gemeinschaft – persönlichen Rechten und Pflichten der Gemeinschaft gegenüber – ist nicht immer leicht. Die Tora gibt uns aber die „Instrumente“, um das Gelingen zu lassen. So werde ich einerseits als Individuum in meiner Persönlichkeit geschützt und andererseits zu einer Verantwortung anderen gegenüber verpflichtet. Ziel ist eine Gemeinschaft der Freien und Gleichen, in der sich jeder Einzelne entfalten kann. Eine Gesellschaft ist insofern nur erfolgreich, wie „der nationale Volkswohlstand ... in dem begüterten, von Mangel befreiten Gedeihen jedes einzelnen Bürgers seine Verwirklichung findet“, wie es Rabbiner Samson Raphael Hirsch so treffend ausdrückt – jeder Mensch zählt!

## Kompromisslose Richtschnur

Norbert Lammert, Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.,  
Präsident des Deutschen Bundestages a.D.,  
zu Artikel 1 des Grundgesetzes

**Das Grundgesetz gehört zu den besonderen Glücksfällen der deutschen Geschichte. Es ist inzwischen länger gültig als die Verfassungen von Weimar und dem Kaiserreich zusammengenommen und gilt als eine der großen Verfassungen der Welt.** Das Grundgesetz formuliert – so wie die meisten Verfassungen – die zentralen Überzeugungen, die in unserer Gesellschaft Geltung haben sollen. Sie basieren auf gesellschaftlichen Erfahrungen, auf Orientierungen und Überzeugungen, die über Jahrhunderte, jedenfalls über Generationen hinweg gewachsen sind. Vor diesem Hintergrund ist Artikel 1 des Grundgesetzes zu verstehen, der nicht nur der erste, sondern der zentrale Satz für das Selbstverständnis dieser Verfassung ist. Verfassungen haben in aller Regel nur begrenzt etwas mit Empirie zu tun, sondern eher mit Ansprüchen und mit normativen Vorstellungen über die Gestaltung einer Gesellschaft. Das lässt sich in keinem an-

deren einzelnen Satz des Grundgesetzes besser illustrieren als mit Artikel 1: „Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.“ Empirisch ist dieser Satz nicht belegbar; im Gegenteil, zeigt die Geschichte doch: Die Würde des Menschen ist antastbar. Nirgendwo wurde dieser Nachweis gründlicher erbracht als in Deutschland. Aus der Erfahrung dieses Umstandes ist jedoch der Anspruch entstanden mit der ebenso beispiellosen wie beispielhaften Konsequenz, dass alles, was diesem Anspruch nicht genügt, keinen Bestand hat – jedenfalls keinen legitimen, im Kontext dieser Verfassung hinnehmbaren Bestand. Deshalb ist und bleibt Artikel 1 GG kompromisslose Richtschnur unserer staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung, ein kategorischer Imperativ, um nie wieder zuzulassen, dass Menschen ausgegrenzt, verfolgt und in ihrem Lebensrecht beschnitten werden. Jeder Mensch zählt.



**Prof. Dr. Norbert Lammert**  
Statement von Prof. Dr. Norbert Lammert, Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung, Präsident des Deutschen Bundestages a.D., für das Themenheft 2022 des Deutschen Koordinierungsrats zum Thema „Fair Play - Jeder Mensch zählt“, April/Mai 2021

# Vom „Muskeljudentum“ zur Makkabiah

Manfred Lämmer

**Auf dem 2. Zionistenkongress 1898 in Basel forderte Max Nordau als Voraussetzung für die Verwirklichung des Traums eines jüdischen Nationalstaates ein Umdenken in der Erziehung. Entgegen der jahrhundertelangen Betonung geistiger Inhalte sollte diese vor allem durch körperliche Bildung ergänzt werden. Dieser neue Mensch sollte durch ein „Muskeljudentum“ geschaffen werden. Nicht der „schwächliche und kränkelige Jude des Ghettos“, sondern nur der gesunde und körperlich fähige sei in der Lage, das große Werk in Palästina zu realisieren.**

Der Ruf Nordaus blieb nicht ungehört: Am 22. Oktober 1898 gründeten 46 Akademiker in Berlin den „Jüdischen Turnverein Bar Kochba“, der eine ungeahnte Entwicklung einleitete. Juden gehörten damals im deutschen Kulturbereich bereits in großer Zahl den Turnvereinen an, stellten sogar führende Vertreter. In der Gründungsversammlung machten die Verantwortlichen deshalb deutlich, dass ihre Initiative nicht vorrangig eine Antwort auf antisemitische Strömungen in den Turnvereinen war. Zwar gab es diese Tendenzen in Österreich, doch im Reichsgebiet waren sie selten. Grund für die Errichtung jüdischer Turnvereine war vielmehr, die physische Erziehung in den Dienst der jüdischen Nationalidee zu stellen, ganz in der Tradition der deutschen Turn- und Nationalbewegung.

In der Folgezeit entstanden zahlreiche weitere jüdische Turnvereine, vor allem in Zentral- und Osteuropa. Ab 1900 erschien die „Jüdische Turnzeitung“ als ihr Zentralorgan, und im Jahre 1903 wurde auf dem 6. Zionistenkongress in Basel die „Jüdische Turnerschaft“ gegründet. Doch noch blieb die Mehrheit der jüdischen Turner in den deutschen paritätischen Vereinen. Sie waren nicht zionistisch orientiert, sondern sahen ihren Platz und ihre Zukunft in der Gesellschaft des Wilhelminischen Kaiserreichs und in der Assimilation an die deutsche Kultur. Auch die Olympiasieger von Athen 1896, die Cousins Alfred und Gustav Felix Flatow, traten nie einem jüdischen Verein bei. So stagnierte die Entwicklung der

neuen Bewegung im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts. Interne Diskussionen über die ideologische Ausrichtung, Streit um das Frauenturnen und Widerstand aus Kreisen jüdischer Schulleiter sowie orthodoxer Rabbiner kamen hinzu. Zahlreiche junge Mitglieder wanderten in die Vereine des aufkommenden Sports ab, die nun überall entstanden.

Kurz nachdem die Jüdische Turnerschaft 1913 und 1914 die ersten beiden „Palästina-Turnfahrten“ durchgeführt hatte, brach der Erste Weltkrieg aus, der den Übungs- und Wettkampfbetrieb fast völlig zum Erliegen brachte. Die jüdischen Sportler kehrten wieder unter das Nationalgefühl ihrer Heimatländer zurück und standen sich als Soldaten an der Front gegenüber. Dies bestätigt auch eine statistische Erhebung, nach der die Zahl jüdischer Freiwilliger, Ordensträger, Gefallener und Verwundeter deutlich höher lag als der Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung. Die Veröffentlichung der Ergebnisse dieser sogenannten „Judenählung“ wurde daraufhin von der obersten Heeresleitung verhindert.

Unter dem Eindruck der Erklärung des britischen Außenministers Arthur James Balfour vom 2. November 1917 und dem Zusammenbruch des Osmanischen Reiches ergab sich für die Zionistische Bewegung zum ersten Mal eine realistische Perspektive für die Verwirklichung einer „Jüdischen Heimstätte“ auf dem Territorium des nun unter britischer Verwaltung stehenden Mandatsgebiets Palästina. Am Vorabend des 12. Zionistenkongresses (1.–14. September 1921) in Karlsbad (Tschechoslowakei) kam es zur programmatischen Wende: Die Delegierten beschlossen die Umbenennung der Jüdischen Turnerschaft in „Makkabi-Weltverband“ (MWW). Sitz der neuen Organisation war kurzzeitig Wien, dann Berlin. Zum Präsidenten wurde Dr. Heinrich Kuhn gewählt, dem 1929 Dr. Hermann Lelewer folgte. Der neue Name ging wohl auf den Einfluss des tschechischen Kreises zurück, der den Turntag organisierte. Auch in Palästina nannten sich bereits vor dem Ersten Weltkrieg mehrere Vereine nach Jehuda

HaMakkabi, dem Anführer des jüdischen Aufstandes gegen die syrischen Herrscher (175–168 v.d.Z.). In Deutschland bevorzugten Vereine die Bezeichnung „Bar Kochba“, der den letzten Aufstand gegen die Römer befehligte (132–135 n.d.Z.). Beide waren Symbolfiguren national-jüdischer Selbstbehauptung.

Im Jahre 1923 erschien das neue Verbandsorgan „Der Makkabi“, ein Jahr später wurde das noch heute benutzte Emblem eingeführt. Dennoch spaltete die Zionistische Idee auch in der Weimarer Republik noch immer den jüdischen Sport, der nach ideologischer bzw. politischer Einstellung organisiert war. Neben dem „bürgerlichen“ Makkabi stand der „Schild“: die Sportabteilung des „Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten“, der deutsch-national und antizionistisch ausgerichtet war. Andere jüdische Vereine gehörten wiederum der Arbeitersportbewegung an oder betrachteten sich als neutral.

Dieses Strukturprinzip wurde auch im Mandatsgebiet Palästina übernommen. Zionistisch gesinnt waren hier alle, aber neben dem „Makkabi“ gab es zunehmend Vereine, die der Arbeitersport- und Kibbuzbewegung nahestanden und sich 1924 im sozialistisch orientierten Sportverband „Hapoel“ zusammenschlossen. Im gleichen Jahr entstand mit dem „Beitar“ eine Sportorganisation der politischen Rechten, der Revisionisten um Zeev Jabotinsky. Der bürgerliche Makkabi stand auf dem Boden des Wettkampf- und Leistungssports und strebte die Mitgliedschaft in internationalen Sportfachverbänden und der Olympischen Bewegung an. Hapoel trat der Sozialistischen Sportinternationale (SASI) bei und konzentrierte sich auf den Breiten- und Gesundheitssport. Mehrere Versuche des MWW, die Anerkennung eines Nationalen Olympischen Komitees auf der Grundlage ethnischer Zugehörigkeit durch das IOC zu erreichen, um an den Olympischen Spielen mit einer eigenen jüdischen Mannschaft teilnehmen zu können, scheiterten am Territorialprinzip der olympischen Strukturen. Bis 1928 hatten jüdische Sportler bei Olympischen Spielen bereits 130 Medaillen (60 Mal Gold, 43 Mal Silber und 27 Mal Bronze) für ihre jeweiligen Heimatländer errungen.



© Jüdisches Museum Frankfurt,  
FOTO: Herbert Fischer CC BY-SA 4.0

Nach seinem Besuch der Olympischen Spiele in Amsterdam veröffentlichte der Berliner Leichtathlet Felix Simmenauer in der Zeitschrift „Der Makkabi“ ein pathetisches Gedicht mit dem Titel „Eine Fahne hat gefehlt!“. Auf dem Kongress des MWV in Mährisch Ostrau (Tschechoslowakei; 28.–30. Juni 1929) legte der Delegierte des Makkabi-Kreises Palästina, Yosef Yekutieli, den Plan einer „Jüdischen Olympiade“ vor, die in Zukunft jüdische Sportler aus aller Welt regelmäßig zusammenführen sollte. Daraufhin beschloss die Versammlung, in Erinnerung an den Aufstand der Juden gegen die Römer unter Bar Kochba vor 1.800 Jahren erstmals 1932 in Tel Aviv ein derartiges Sportfest mit dem Namen „Makkabiah“ zu veranstalten. Die „Makkabi-Festtage“ vom 4. bis 7. Juli 1930 in Antwerpen, an denen 1.100 Sportler teilnahmen, darunter 300 aus Deutschland, gelten gemeinhin als Geburtsstunde der „Europäischen Makkabi-Spiele“.

**Benno Elkan, Leuchter, 1925 / „Chanukka-Leuchter: Die fünf Makkabäer“**

*In jüdenfeindlichen Bildern und Texten wurden Juden als Schwächlinge dargestellt. Dagegen setzte Max Nordau 1898 den Begriff des »Muskeljuden«. Mit seinem Aufruf zu sportlichem Training wollte er Jüdinnen und Juden für den Aufbau eines jüdischen Gemeinwesens vorbereiten. Daraufhin gründeten sich reichsweit jüdische Sportvereine. Sie heißen auch heute noch »Makkabi« oder »Bar Kochba« und erinnern an die Namen jüdischer Aufständischer in der Antike. Der ausgestellte Chanukka-Leuchter, den Benno Elkan 1925 schuf, zeigt fünf Makkabäer, die sich einst gegen die Seleukiden erhoben. Die Figuren stehen für Kraft, Heldentum und Stärke.*  
<https://sammlung.juedischesmuseum.de/objekt/chanukka-leuchter-die-funf-makkabaer>

Die Vorbereitungen der ersten Makkabiah auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise wurden von der Zentrale des Makkabi-Weltverbandes in Berlin koordiniert und vom deutschen Makkabi-Kreis organisatorisch und finanziell massiv unterstützt. Angesichts der wirtschaftlichen Schwierigkeiten drohte das Unternehmen mehrfach zu scheitern, aber in bewundernswerter Anstrengung gelang es den Verantwortlichen vor Ort, innerhalb von sieben Wochen im Norden von Tel Aviv ein bescheidenes Stadion mit einem Fassungsvermögen von offiziell 20.000 Zuschauern zu errichten, das bei der feierlichen Eröffnung hoffnungslos überfüllt war.

Zwischen dem 28. März und 2. April 1932 kämpften 500 Sportlerinnen und Sportler aus 18 Ländern in 13 Sportarten um Medaillen. Die Zahlenangaben gehen allerdings in verschiedenen Quellen extrem auseinander. Das Zeremoniell folgte teilweise bewusst dem der Olympischen Spiele. Ein umfangreiches Kulturprogramm mit öffentlichen Darbietungen versetzte die Stadt in eine großartige Feststimmung. Die „Jüdische Olympiade“, wie manche die Makkabiah selbstbewusst bezeichneten, war etabliert. Die erste Makkabiah hatte trotz manch organisatorischer Unzulänglichkeiten die Erwartungen des Makkabi-Weltverbandes

erfüllt. Sie hatte die Juden in der Diaspora auf das große Aufbauwerk in Palästina aufmerksam gemacht und zur Einwanderung (Aliya) aufgefordert. Zahlreiche Teilnehmer und Besucher kehrten nicht mehr in ihre Heimatländer zurück, und die Einwanderung erreichte 1932/33 mit mehr als 20.000 einen neuen Höchststand. Kritik erfuhr die Veranstaltung dagegen vor allem von Seiten des Sportverbandes Hapoel, der seinen Mitgliedern die Teilnahme genauso verweigerte wie der „Schild“. Im Februar 1933 fand in Zakopane (Polen) die erste Winter-Makkabiah statt, die 1936 im tschechischen Banská Bystrica wiederholt wurde. Aufgrund der geografischen und klimatischen Gegebenheiten hatte sie aber in Palästina keine Perspektive.

Inzwischen waren in Europa düstere Wolken aufgezogen. In Deutschland kamen die Nationalsozialisten an die Macht, und schon kurz darauf wurden Juden zu Staatsfeinden erklärt, öffentlich diskriminiert, verfolgt und verhaftet und dann Schritt für Schritt ihrer bürgerlichen Rechte und menschlichen Würde beraubt. Auch aus den deutschen Sportvereinen wurden sie ausgeschlossen, es blieb ihnen nur die Mitgliedschaft in den jüdischen Verbänden Makkabi und Schild. Binnen kurzer Zeit stieg die Mitgliederzahl des deutschen Makkabi-Kreises von 8.000 auf 21.000 an – auch ein Beleg dafür, dass die überwiegende Mehrheit der jüdischen Sportler bis zu diesem Zeitpunkt noch immer den paritätischen, d.h. nichtjüdischen Vereinen angehört hatte. Trotz der gemeinsamen Bedrohung kam es aber zwischen Makkabi und Schild zu keiner Versöhnung oder Zusammenarbeit. Sie trafen im Jahre 1934 lediglich eine Vereinbarung, die größten Formen der Auseinandersetzung zu vermeiden und die beiderseitigen Standpunkte zu respektieren. Dieses Abkommen wurde jedoch bald wieder gebrochen.

In dieser Situation begannen die Vorbereitungen auf die 2. Makkabiah im Jahre 1935, koordiniert von der Makkabi-Weltunion (MWU), die inzwischen ihren Sitz aufgrund der politischen Entwicklung nach London verlegt hatte. Die Befürchtung, die Veranstaltung könne wegen der restriktiven Einreisebestimmungen der britischen Mandatsbehörden auf der einen und durch Schikanen der NS-Regierung auf der anderen Seite erschwert oder gar verhindert werden, erwies sich überraschenderweise als unbegründet. Die Briten beschränkten nach langwierigen Verhandlungen lediglich die Zahl der

Visa und ließen sich vom Organisationskomitee Garantien geben, dass die Festteilnehmer Palästina wieder verlassen würden. Doch erneut blieben viele von ihnen im Lande und tauchten unter. Die NS-Regierung demonstrierte im Vorfeld der Olympischen Spiele 1936 in Berlin ihre „Weltoffenheit“ und erlaubte die uneingeschränkte Teilnahme der Makkabi-Sportler aus Deutschland. Sie hoffte sogar, dass – im Sinne ihrer zu diesem Zeitpunkt verfolgten Politik – möglichst viele von ihnen in Palästina bleiben würden.

So konnte die 2. Makkabiah vom 2. bis 7. April 1935 mit insgesamt 1.350 Sportlern aus 28 Ländern ebenfalls in Tel Aviv stattfinden. Das erweiterte Stadion fasste jetzt 50.000 Zuschauer. Obwohl der Hapoel-Verband eingeladen war, lehnte er die Teilnahme erneut ab. Die deutsche Delegation, die wieder von Triest aus auf dem Seeweg angereist war, bestand aus 150 Sportlern und 50 Begleitern. Sie bot nach den Worten von Beobachtern wegen ihres „disziplinierten Auftretens“ ein „eindrucksvolles Gesamtbild“ und belegte in der Abschlussbilanz hinter Österreich den 2. Rang. Bemerkenswert ist, dass sie das Fußballturnier gewann – ein Erfolg, dem man bis heute nicht mehr nahegekommen ist. Ferner fiel die Mannschaft dadurch auf, dass sie ohne die protokollarisch vorgesehene (deutsche) Fahne in das Stadion einzog, ein Umstand, dessen Deutung bis heute umstritten ist.

Nun richteten sich die Augen der Makkabi-Bewegung auf die 3. Makkabiah, die für 1938 vorgesehen war. Doch nach den Olympischen Spielen 1936 in Berlin, bei denen jüdische Sportler insgesamt 17 Medaillen (10-mal Gold, 3-mal Silber, 4-mal Bronze) gewannen, ging das NS-Regime mit umso größerer Härte gegen die Juden vor. Im November 1938 brannten überall in Deutschland die Synagogen. Diese Pogrome bedeuteten auch das abrupte Ende des organisierten jüdischen Sports. Wem nicht in den nächsten Monaten die Ausreise oder Flucht ins Ausland gelang, den ereilte das Schicksal der Verfolgung und Ermordung. Parallel hatte die Makkabi-Exekutive in Palästina die Veranstaltung der 3. Makkabiah wegen des Ausbruchs arabischer Unruhen abgesagt. Nach den unglaublichen Verlusten des Krieges durch die systematische Ermordung von Juden in Vernichtungslagern war an die Fortsetzung des großen jüdischen Sportfestes zunächst nicht zu denken.

Die Staatsgründung Israels 1948 beflügelte jedoch den Gedanken an eine 3. Makkabiah, und so konnte diese vom 27. September bis 8. Oktober 1950 mit 800 Teilnehmern aus 20 Ländern gefeiert werden. 1953 wurde der zunächst dreijährige Veranstaltungszyklus geändert. Seitdem findet das Fest alle vier Jahre, jeweils im Jahr nach den Olympischen Spielen, statt, was jüdischen Spitzensportlern die Teilnahme erleichterte. Gleichzeitig wurde der Veranstaltungstermin in den Sommer verlegt. Bis 1997 stieg die Zahl der Teilnehmer kontinuierlich bis auf über 5.000 Sportler an, 2017 erreichte sie mit fast 10.000 aus 85 Ländern einen vorläufigen Höhepunkt.

Von 1945 bis 1953 waren hunderttausende Flüchtlinge und Zwangsarbeiter aus Osteuropa in Süddeutschland als Displaced Persons in DP-Camps untergebracht, darunter Überlebende aus Konzentrationslagern, die auf eine Möglichkeit warteten, nach Palästina, in die USA oder andere Länder auszuwandern. In diesen Lagern bildeten sich mit Unterstützung des „Maccabi World Union Committee for Germany“ zahlreiche Sportvereine mit einem regelmäßigen Übungs- und Wettkampfbetrieb, die ihre Hauptaufgabe darin sahen, den Insassen zur physischen Regeneration und Bewältigung ihrer traumatischen Erlebnisse zu verhelfen und sie auf die Lebens- und Arbeitsbedingungen in den neuen Zielländern vorzubereiten. Als die letzten dieser Lager aufgelöst wurden, gab es auf deutschem Boden keinen jüdischen Sportverein mehr. Es schien auch kein Bedarf dafür zu bestehen, da sich je wieder ein jüdisches Leben in Deutschland geben würde.

Als sich aber entgegen dieser Erwartung in den 1950er- und 1960er-Jahren wieder jüdische Gemeinden bildeten und eine junge Generation heranwuchs, wurde auch die Gründung jüdischer Sportvereine notwendig. Am 23. Mai 1965, 20 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, wurde in Düsseldorf der „Turn- und Sportverband Makkabi Deutschland e.V.“ gegründet und kurz danach in den „Deutschen Sportbund“ (DSB) aufgenommen. Wenig später wurde er, trotz anfänglichen Widerstandes, auch Mitglied in der Makkabi-Weltunion.

1969 nahm zum ersten Mal wieder eine Mannschaft aus Deutschland an der Makkabiah in Israel teil. War die Delegation 1935 ohne Fahne in das Stadion einge-

zogen, so schritt man jetzt hinter dem Schwarz-Rot-Gold der Bundesrepublik Deutschland her. 60 Aktive und Offizielle waren dankbar für den freundlichen Beifall, den manche so nicht erwartet hatten. Auch im Jahre 2017 nahm eine Mannschaft aus Deutschland an der 20. Makkabiah mit 230 Sportlern und Betreuern teil und kehrte stolz mit einer nie dagewesen Medaillenausbeute zurück.

Neben der Makkabiah, die alle vier Jahre in Israel stattfindet, gibt es auch Veranstaltungen außerhalb Israels: Die bekanntesten sind die European Maccabi Games und die Pan-American Maccabi Games. Europäische Makkabi-Spiele wurden zum ersten Mal bereits 1929 in Prag und 1930 in Antwerpen ausgetragen. Nach zwei weiteren Treffen 1959 in Kopenhagen und 1963 in Lyon gab es eine längere

Pause, ehe die Serie 1979 in Leicester wieder aufgenommen wurde. Seitdem finden diese Feste auf europäischer Ebene unter der Verantwortung der European Maccabi Confederation, der Verbände aus 36 Ländern angehören, jeweils im Jahr vor den Olympischen Spielen bzw. zwei Jahre nach der Makkabiah in Israel statt.

Vom 27. Juli bis zum 5. August 2015 wurden die 14. Europäischen Makkabi-Spiele in Berlin für mehr als 2.000 Sportlerinnen und Sportler zu einem unvergesslichen Erlebnis. Nach der Europäischen Rabbinerkonferenz 2013 wurde die deutsche Hauptstadt ein weiteres Mal zum Schauplatz deutsch-jüdischer Gemeinsamkeit. 2019 war Budapest Gastgeber. So wird die Makkabi-Flamme in Anlehnung an die Olympischen Spiele auf verschiedenen Ebenen von Generation zu Generation

weitergereicht. Die Erwartungen der jüdischen Sportler in aller Welt richten sich nun auf die 21. Makkabiah, die wegen der pandemiebestimmten Verschiebung der Spiele im Sommer 2022 in Israel stattfinden wird. Am 29. August 2021 feierte MAKKABI Deutschland im Deutschen Fußballmuseum in Dortmund das 100-jährige Bestehen der Makkabi-Weltunion in Anwesenheit zahlreicher prominenter Vertreter aus Sport, Wirtschaft, Politik und Kultur. Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier und IOC Präsident Dr. Thomas Bach gratulierten in Videobotschaften einer stolzen Sportgemeinschaft.

**Mit freundlicher Abdruckgenehmigung des Verlags, vom Autor leicht aktualisiert:**

**Manfred Lämmer:** Vom „Muskeljudentum“ zur Makkabiah, in: European Maccabi Games Berlin – Europas größtes jüdisches Sportfest. Eine Dokumentation, herausgegeben von MAKKABI Deutschland e.V., Hentrich & Hentrich Verlag, Berlin 2017, S. 36-51

# Bekämpfung von Missbrauch an Kindern

## Bundespräsident Frank Walter Steinmeier verleiht Bundesverdienstkreuz an Matthias Katsch und Jesuitenpater Klaus Mertes

**Berlin (KNA) Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier hat den Betroffenenvertreter Matthias Katsch und den Jesuitenpater Klaus Mertes für ihre Verdienste zur Bekämpfung von Missbrauch an Kindern mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.** Katsch war einer der drei ehemaligen Schüler, die sich im Januar 2010 an den damaligen Schulleiter des Berliner Canisius-Kollegs, Jesuitenpater Klaus Mertes, wandten und ihm vom Missbrauch in den 1970er und 80er Jahren an der Schule erzählten. Der Missbrauchsskandal wurde nach einem Schreiben von Mertes an ehemalige Schüler öffentlich. Steinmeier würdigte die beiden Männer. Katsch und Mertes hätten sich große und vor allem auch bleibende Verdienste um das Gemeinwesen erworben. Sie hätten sich „mit viel Mut und großer Beharrlichkeit für die Aufdeckung und Aufklärung abscheulicher Verbrechen in unserer

Gesellschaft engagiert“. Sie seien eingetreten für die Schwächsten, für an Leib und Seele tief verletzte Kinder und Jugendliche, für lange Zeit Vergessene oder Verschwiegene. „Durch Ihrer beider Wirken, Herr Katsch und Herr Pater Mertes, ist der Kampf gegen den sexuellen Kindesmissbrauch und für die Aufklärung über die unvorstellbaren Dimensionen, die er miten in unserer Gesellschaft angenommen hat, zu einem Thema geworden, das jetzt auf der Tagesordnung geblieben ist“, so der Bundespräsident. Beide Männer engagierten sich bis heute dafür, dass Missbrauch in Kirchen und anderen Einrichtungen aufgearbeitet wird und präventive Maßnahmen ergriffen werden. Katsch gründete mit dem Eckigen Tisch ein Netzwerk für Betroffene und engagierte sich derzeit in der Unabhängigen Kommission für die Aufarbeitung von sexuellem Missbrauch. Derzeit kandidiert er für die SPD für den Bundestag. Mertes



war zuletzt Leiter des Kollegs Sankt Blasien im Südschwarzwald und befindet sich derzeit in einer Sabbatzeit. Im Anschluss will er in die Seelsorge gehen. Er veröffentlichte zahlreiche Artikel zum Thema Missbrauch. Copyright: KNA

Vollständiger Wortlaut der Rede unseres Schirmherrn, Bundespräsident Steinmeier, unter dem Link [www.katholisch.de/artikel/29388-steinmeier-verleiht-mertes-und-katsch-bundesverdienstkreuz](http://www.katholisch.de/artikel/29388-steinmeier-verleiht-mertes-und-katsch-bundesverdienstkreuz)



# Die Makkabäer im Christentum

Rien van der Vegt

## Ein Händel-Oratorium

„See, the conqu'ring hero comes!“ (Seht, der siegreiche Held kommt!) singt der Chor, wenn Judas der Makkabäer zurückkehrt von der Schlacht. In dem Oratorium von Händel wird besungen, wie er siegt und am Ende den Tempel in Jerusalem wieder einweihen kann. Für christliche Ohren mag es eine Überraschung sein, dass die Sänger dabei die Melodie des bekannten Adventsliedes „Tochter Zion“ anstimmen, aber Händel kannte mehrere Helden. Er hatte das Lied für sein „Joshua“ geschrieben und konnte es gut noch mal gebrauchen. Als „Judas Maccabaeus“ sich zu seinem erfolgreichsten Oratorium entwickelte, vergrößerte das Werk in nicht geringem Maße die Bekanntheit des jüdischen Freiheitskämpfers in der christlichen Welt. Und die Melodie kommt an Chanukka noch immer zum Einsatz, als „Hava Narimu“.

Vom siegreichen Helden schrieb Händel, um den englischen Prinzen Wilhelm August, Herzog von Cumberland, zu ehren. Er hatte 1745, als England bedroht wurde, den Thronprätendenten aus dem Hause Stuart geschlagen.

## Textgeschichte

Die Geschichte war schon einigermaßen bekannt. Die Makkabäer waren in der christlichen Bibel zu finden, allerdings gut versteckt hinter den Propheten. Wie hatten sie es so weit gebracht? Die Bücher gehören zu den sogenannten Apokryphen. Das Wort wird in der evangelischen Kirche gebraucht und zeigt die Problematik: Es sind die „verborgenen“ Bücher, die nicht zur Hebräischen Bibel gehören. Wir haben nicht einmal einen hebräischen Text davon. Ein Umweg war nötig, damit sie bewahrt blieben.

In der Septuaginta, der griechischen Übersetzung, finden wir eine ganze Reihe Bücher, die nicht aufgenommen wurden in die Hebräische Bibel. Die Übersetzer haben einige alte, ehrwürdige Bücher zusätzlich in ihre griechische Bibel aufge-

*links: Makkabäer-Darstellung auf der Elkan-Menora vor der Knesset in Jerusalem.*

nommen. Die Entscheidungen der Rabbinen kamen erst später, deswegen ist die Septuaginta um einiges dicker als die Hebräische Bibel. Im Judentum nahm der Gebrauch später ab, die Christen aber übersetzten sie ins Lateinische und ergänzten diese „Vulgata“ mit dem sogenannten Neuen Testament.

Erst in der Zeit der Reformation wurde die Frage noch einmal diskutiert. Die Evangelischen wollten „zurück zu den Quellen“ und nahmen die Hebräische Bibel als Maßstab. Luther stellte die Apokryphen als eine eigene Gruppe Bücher zwischen dem Alten und dem Neuen Testament, die Reformierten nahmen sie nicht in ihre Bibel auf.

Es gibt vier Makkabäerbücher, das erste ist das wichtigste: Es erzählt die ganze Geschichte von der Entweihung des Tempels durch Antiochus IV Epiphanes bis 30 Jahre später der Nachfolger der fünf Brüder, Johannes Hyrkanus, Hohepriester wird. Das zweite Buch der Makkabäer behandelt den Anfang dieser Geschichte nochmals ausführlicher, beschreibt aber nur einen Abschnitt von sechs Jahren. Das dritte Buch erwähnt Gegebenheiten aus ungefähr derselben Zeit, nennt aber die Makkabäer überhaupt nicht, und das vierte will mit Beispielen aus der Makkabäergeschichte die Bedeutung der Vernunft beweisen.

## Militärische Auseinandersetzungen

Es wird viel erzählt von den militärischen Auseinandersetzungen zwischen den Makkabäern – Vater Mattatias, fünf Söhne – und ihren Gegnern, den Königen über das damalige syrische Königreich, das nach dem Tod Alexanders des Großen entstanden war. Dabei wiederholt die Geschichte sich regelmäßig: Das kleine Reich mit Jerusalem als Mittelpunkt wird ständig bedroht, und es ist nicht ganz einfach, die Könige über Syrien, ihre zahlreich auftretenden Generäle und Statthalter, ihre Söhne und Verwandten auseinanderzuhalten. Im Laufe der Jahrzehnte wurde die Lage weniger prekär, die Juden konnten sich etwas ausbreiten und schlossen Verträge mit anderen Staaten. Schon recht früh sind da die Römer genannt, wobei

die Makkabäer ziemlich stolz waren, als ernstzunehmende Größe mit den Römern zu verhandeln. Es gibt noch einige wenige Momente in der Geschichte, die etwas beitragen zum Verständnis auch des Neuen Testaments. Am wichtigsten ist die Eroberung Jerusalems und die Wiedereinweihung des Tempels. Diese Tatsachen haben einen würdigen Platz in der Geschichte, doch das Wunder mit dem Öl suchen wir vergeblich.

Zunehmend fühlen die erfolgreichen Makkabäer sich wohl im eigenen Land wie auch in der hellenistischen Welt. Die Familie der Makkabäer wird später meist Hasmonäer genannt: Es ist derselbe Stammbaum, aber die Früchte des Baumes werden größer, üppiger und, wenn man so sagen darf, nicht ganz kosher. Eine der letzten hasmonäischen Prinzessinnen fand einen Mann namens Herodes – aber das ist eine andere Zeit, hundert Jahre nach dem Aufstand: Da hätte Judas, wenn er gekonnt hätte, vermutlich seinen Streithammer noch mal aufpoliert, um eine neue Reinigung des Landes vorzunehmen.

## Spätere Rezeption

Es gibt nur wenige Hinweise auf den kirchlichen Gebrauch der Bücher. So haben sie auch im Christentum eine Art Schatten-Existenz geführt: Man konnte nicht so viel mit ihnen anfangen. Hat das zu tun mit Abkehr von Gewalt und Muskelkraft? Ach, das wurde in der Kirche nicht immer so konsequent gehandhabt. In den Apostolischen Schriften werden die Makkabäer aber nie genannt, sie hatten auch keinerlei Verbindung mit David und den direkten Vorfahren Jesu. In der evangelischen Perikopenordnung haben die Bücher keinen Platz.

Der Streit zwischen Orthodoxie und Hellenisten aller Zeiten ist ein Thema, das uns immer noch beschäftigt – in mehreren Religionen. So ist es angemessen, vor allem Georg Friedrich Händel, aber auch den vielen sportlichen und friedlichen Makkabäern, zu danken, dass die Erinnerung an diese siegreichen Helden nicht ganz verloren gegangen ist.

# Die Makkabäer im Judentum

Ulrike Offenberg

**Die Beziehung des Judentums zum Sport ist eine Liebe auf den zweiten Blick. In der griechisch-römischen Zeit waren sportliche Wettkämpfe Ausdruck der hellenistischen Kultur, die als Götzendienst bekämpft wurde. Der Kampf der Makkabäer gegen die griechische Fremdherrschaft war zugleich ein innerjüdischer Bürgerkrieg: Gegen die religiös-kulturelle Anpassung der hellenistischen Oberschicht wurden Rechtgläubigkeit und nationale Selbstbehauptung betont. Der Widerstand richtete sich somit auch gegen ein muskelverherrlichendes Körperideal. „Nicht des Rosses Stärke begehrt er, noch hat er Gefallen an den Schenkeln des Mannes“ (Ps 147, 10) meinte der Psalmist von Gott zu wissen. Es war also nicht gerade naheliegend, dass die Makkabäer namengebend für einen jüdischen Sportverein wurden.**

## Keine Abneigung gegen Sport

Allerdings war nicht Abneigung gegen Sport der Grund dafür, dass die Makkabäer in der rabbinischen Tradition wenig Beachtung fanden. Obwohl der Aufstand 167–164 v.d.Z. siegreich war, der Tempel wiederingeweiht und nach langen Kämpfen die nationale Selbstbestimmung hergestellt werden konnte, fanden die Makkabäerbücher, die davon Kunde geben, keine Aufnahme in den biblischen Kanon. In der rabbinischen Literatur wurden die Makkabäer nahezu beschwiegen. Die Rabbiner nahmen Anstoß an der von den Makkabäern etablierten Dynastie der Hasmonäer. Diese führte Königtum und Priestertum in Personalunion zusammen, obwohl sie weder aus dem davidischen Königsgeschlecht stammten noch ihre priesterliche Herkunft auf die aaronitische Sukzession stützen konnten. Auch war die Herrschaft der Hasmonäer bald von Korruption, Machtmissbrauch und inneren Streitigkeiten geprägt, zu deren Schlichtung sie die Römer anriefen. Die ursprünglich im Kampf errungene nationale Souveränität wurde dadurch wieder aufgegeben – und letztlich der römischen Besatzung und der Tempelzerstörung im Jahr 70 der Weg bereitet.

## Schlechte Presse

Ein weiterer Grund für die „schlechte Presse“ der Makkabäer in der rabbinischen Literatur war das Trauma der Zerstörung von Stadt und Heiligtum Jerusalems 70 n.d.Z. und die Niederschlagung des Bar-Kochba-Aufstands 132–135 n.d.Z. Eine nationale und religiöse Katastrophe zugleich: Hunderttausende wurden von den Römern ermordet, tausende Frauen und Kinder in die Gefangenschaft verschleppt, die Ortschaften im Land Israel dem Erdboden gleichgemacht, Jerusalem zur „Aelia Capitolina“ erklärt und das Tempelareal mit einem römischen Heiligtum bebaut, das jüdische Siedlungsgebiet auf Dörfer in Galiläa und rund um den See Genezareth beschränkt. Jegliche Hoffnungen auf eine baldige Wiederherstellung des Heiligtums und Rückkehr aus dem Exil waren damit zunichte gemacht, mühsam widmete man sich dem geistigen Wiederaufbau durch Bewahrung der Überlieferung, Studium der Torah und Aufbau religiöser Institutionen anstelle des Tempeldienstes und nationaler Souveränität. Deshalb waren die Rabbiner sehr zurückhaltend mit

der Würdigung des Sieges der Makkabäer über die Griechen – zu welchem Unheil es führt, wenn religiöser Eifer militärisch durchgesetzt werden soll, hatte man ja gesehen. So wurde Chanukka das einzige Fest, dem trotz seiner Erfolgsgeschichte kein eigener Traktat im Talmud gewidmet ist. Und bei der nahezu flüchtigen Erörterung des Feiertags im Traktat Schabbat wurde das Wunder des Ölkrügleins in den Vordergrund gestellt (von dem in den Makkabäerbüchern noch keine Rede war!). Bis heute lesen wir zu Chanukka die Haftarah, die in dem Vers gipfelt: „Nicht durch Macht und nicht durch Kraft, sondern durch meinen Geist, sagt der Ewige der Heerscharen“ (Sach 4, 6).

## Sehnsucht nach Heldentum

Aber Juden und Jüdinnen hielten sich nicht immer an das, was die Rabbiner sagten. Parallel zum Verschweigen der Makkabäer im Talmud entstand die aramäische „Antiochus-Rolle“, ein Midrasch, der manche Schilderungen der Chanukkageschichte legendenhaft ausschmückte. Die Makkabäerbücher waren ja nur auf Griechisch,



also vornehmlich in außerjüdischem Kontext überliefert worden. Die so entstandene Leerstelle füllte dieser Traktat, der auch schnell an Popularität gewann, weil er der Sehnsucht des geschundenen Volkes nach Heldentum, Widerstand und Überwindung der Unterdrückung Ausdruck gab. In manchen Gemeinden Italiens und Jemens wurde die „Megillat Antiochus“ als Festtagslesung zu Chanukka vortragen. Dieser außerkanonische Text hielt somit auch über Jahrhunderte die Makkabäergeschichte lebendig.

Doch in der Art und Weise, wie wir heute Chanukka feiern, haben sich beide Traditionslinien wieder miteinander verflochten. Denn angesichts des im 19. Jahrhunderts aufflammenden Antisemitismus und der Vergeblichkeit jüdischer Assimilierungsversuche bildete sich ein neues jüdisches Nationalbewusstsein heraus. Das eigene Jüdisch-Sein sollte nicht mehr verschämt versteckt werden, darum belebte die zionistische Bewegung die Erinnerung an die Makkabäer als stolzes Vorbild. Chanukka gewann als Fest der nationalen Selbstbestimmung wieder an Bedeutung: Der heldenhafte Kampf der Makkabäer wurde in den Mittelpunkt gerückt, mitunter durchaus als Gegensatz zu den Wundererzählungen vom Ölkrüglein. Das bekannte

Chanukkalied „Anu noss'im lapidim“ (Wir tragen Fackeln) hebt hervor: *„Uns ist kein Wunder geschehen, wir haben keinen Ölkrug gefunden. Bis auf's Blut haben wir den Felsen behauen – und es ward Licht!“*

In der Art, wie wir heute Chanukka feiern, finden alle Stränge zusammen: Hinwendung zu Gott und die Anerkennung menschlicher Verletzlichkeit (gerade in den dunkelsten Tagen des Jahres) wie auch die Betonung von aktivem Handeln. Jede und jeder von uns verortet sich selbst zwischen den Polen von nationaler und von religiöser Identität.

### Jüdische Identität und Selbstbehauptung

Die Gründung jüdischer Sportvereine unter dem programmatischen Namen *Makkabi* (Der Makkabäer) und *Hakoach* (Die Kraft) machten der jüdischen wie auch der Umgebungsgesellschaft klar, dass sich Juden nicht als „Schwächlinge“ diffamieren lassen, sondern selbstbewusst ihren Platz und ihre Rechte einfordern. Es geht um aktive Gestaltung unseres Lebens, um Handeln und um Selbstbestimmung. Jüdische Sportvereine und die Makkabiade sind heute feste Bestandteile der jüdischen Gemeinschaft. So sind Lehrhaus und Sportplatz, die ursprünglich

für konträre Lebensweisen zu stehen schienen, einander ergänzende Foren jüdischer Identität und Selbstbehauptung geworden.

Und obwohl Chanukka das Fest der kulturellen Bewahrung des Judentums ist, muss es nicht mit Scheuklappen vor den Augen oder gar mit Unvereinbarkeitsanspruch gefeiert werden. Wer eine gefestigte Identität hat, kann auch anderen Führung und Heimat anbieten. Die Makkabäer, einst Symbol nationalen und religiösen Eifers, sind heute ein Rollenvorbild für Selbstbewusstsein, Offenheit und interkulturelle Integration. Darum ist es kein Wunder, dass die Makkabi-Vereine Sportlerinnen und Sportlern unterschiedlicher Herkünfte, ob jüdisch oder nicht, eine Heimat sind.

## You'll Never Walk Alone

*When you walk through a storm  
Hold your head up high  
And don't be afraid of the dark*

*At the end of a storm  
There's a golden sky  
And the sweet silver song of a lark*

*Walk on through the wind  
Walk on through the rain  
Though your dreams be tossed  
and blown*

*Walk on, walk on  
With hope in your heart  
And you'll never walk alone*

*You'll never walk alone*

*Walk on, walk on  
With hope in your heart  
And you'll never walk alone*

*You'll never walk alone*

Quelle: LyricFind

Songwriter: Oscar Hammerstein II /  
Richard Rodgers

Songtext von You'll Never Walk Alone  
© Concord Music Publishing LLC



# Körper, Sport und Fair Play – der Andere im Blick

Peter Noss

**Körper, Leiblichkeit und Fairness spielen in Judentum und Christentum eine wichtige Rolle, diese Aspekte sind eine wesentliche Brücke für Verständigung und gemeinsames Wirken in der Gesellschaft. Beide sind Religionen der steten Bewegung und des Fair Play: Waren Abraham und seine Familie unterwegs in das gelobte Land, so waren Mose und das Volk Israel nach der Befreiung aus Ägypten vierzig Jahre unterwegs durch die Wüste – in diesen Jahren entwickelte sich das ethische Grundgerüst des Volkes.**

Viele der jüdischen Propheten gingen an körperliche Grenzen und warben für fairen Umgang miteinander. In den Evangelienbüchern über Jesus und seine Gefolgsleute wird von ihren weiten Wegen durch Israel berichtet und davon, wie sie die Tora interpretierten und kreativ für eine inklusive Sichtweise warben. In der Apostelgeschichte ist von den körperlich anspruchsvollen Reisen in Europa die Rede, der Apostel Paulus verwendet Bilder aus dem Bereich des Sports und bewertet Körper und Leib positiv.

Doch dann wurde, im Zuge der u.a. durch Platon forcierten Unterscheidung zwischen Körper und Geist, die Körperlichkeit abgewertet, und die ursprünglich positive Sicht auf Leib und Körper in der antiken Welt fand ein vorläufiges Ende. In der Christenheit wird nun vor allem das Ideal von Askese und Verzicht gepredigt, sportlicher Wettkampf als Bestandteil des heidnischen Kultes bewertet und mit dem Aufstieg des Christentums zur Staatsreligion körperbezogene Veranstaltungen wie z.B. die Olympischen Spiele verboten. Tertullian von Karthago etwa, ohne grundsätzlich leibfeindlich zu sein, betrachtete den Körper als notwendiges Beiwerk und die Darbietungen in den Stadien, u.a. aufgrund ihres Ursprungs im heidnischen Götzendienst – als „unwürdig“. Auf Tertullian bezogen sich viele Vertreter eines körperfeindlichen Dualismus. Die Bereiche Sport und Bewegung des Körpers als Ausdruck des Lebens, der Freude und des Spiels verschwinden weitgehend aus dem kirchlichen Horizont. Bis heute ist auf christlicher Seite eine positi-

ve Sicht auf Körperlichkeit, Bewegung und Sport nicht selbstverständlich, jedoch ist nicht zuletzt aufgrund der Wiederentdeckung der reformatorischen Impulse eine erfreuliche Entwicklung hin zu mehr Wertschätzung erkennbar, bei der die biblische Grundlage neu entdeckt wird.

## **Ganzheitliche Sicht**

Bei genauerer Betrachtung wird nun deutlich: In der hebräischen Bibel/im Tenach sind die Begriffe „Fleisch und Geist“ zur Beschreibung des Menschen gebräuchlich. Nach Gen 1-2 schuf Gott den Menschen nach seinem Bild, als *isch* und *ischa*, Mann und Frau – also ganz und gar, mit Körper, Leib, Seele und Geist, mit Unterschieden und gleichwertig. Hier hat Fair Play als Grundlage des menschlichen Lebens seinen wichtigsten Ursprung, sozusagen als Gründungsurkunde der Menschenrechte. Bestimmend ist eine ganzheitliche Sicht, in der Körper und Seele zusammengesehen werden: Gen. 2,24f. erzählt von der Beziehung der ersten Menschen Adam und Eva, die „ein Fleisch“ werden. Immer wieder wird die Verbindung von Mann und Frau als Bild für das Eins-Sein von Gott und Mensch verwendet (Hos. 21,4f., Hohes Lied der Liebe). In den Psalmen und anderen Schriften wird deutlich, dass die Dynamik von Bitte und Klage sich vielfach in Bildern des Körpers ausdrückt (z.B. Ps 22). Der Andere, der Fremde ist im Blick und fordert zum fairen Miteinander auf (Liebesgebot, Achtung des Fremden u.a. Lev 19,18.33, Goldene Regel, Babylonischer Talmud, Schabbat 31a).

## **Verständnis des Tenach**

Als Teil der Bibel spielen diese Aspekte im Christentum eine selbstverständlich zentrale Rolle. In den Schriften werden unterschiedliche Aspekte der Körperlichkeit/ Leiblichkeit deutlich, die an das Verständnis des Tenach anknüpfen. Der in der jüdischen Tradition gewachsene Begriff Atem (*nefesch*) wird nun mit dem griechischen Begriff *psyche* übersetzt, in den Evangelien ist in diesem Zusammenhang das „Leben“ insgesamt gemeint. Hier stehen Jesus und seine sich bildende Bewegung im Zentrum – und immer wie-

der das Themenfeld Leib und Körper: Erzählungen über Menschen, die sich durch das Wasser, auf Berge und durch die Wüste bewegen, bisweilen vergleichbar mit dem, was heute Extremsportler tun. In den Heilungsgeschichten werden Menschen in Bewegung und zur Teilhabe gebracht – wie bei der Heilung des Gelähmten, der von Freunden in einem sportlichen Kraftakt durch das Dach des Hauses vor die Füße Jesu gelegt und von ihm geheilt, d.h. in die Gesellschaft zurückgebracht wird (Mt 9 par). Dem körperlich und sozial exkludierten Zöllner Zachäus (Lk 19) wird die Tür zur Gemeinschaft geöffnet. Entscheidend ist in den am Tenach anknüpfenden Evangelien das Fair Play, das sich in Texten wie der Goldenen Regel (Mt 7,12/Lk 6,31), dem Liebesgebot (Mt 22 par in Anlehnung an Lev 18), den Seligpreisungen/Bergpredigt (Mt 5 par) ausdrückt. In den konkreten Begegnungen wird deutlich, dass jeder Mensch zählt – egal wer oder was er ist: der Andere, der Fremde, der mir zum Nächsten wird, der mich auffordert zu Hilfe, Respekt und Akzeptanz. Menschen, die am Rand der Gesellschaft stehen oder schon aus ihr ausgeschlossen scheinen, werden zurückgeholt und sind wieder Teil der Gemeinschaft – geistlich, seelisch, körperlich. Paulus unterscheidet in Römer 12,1ff. zwischen Körper/Fleisch (*sarx*) und Leib (*soma*): Während der (sterbliche) Körper im alltäglichen Dienste Gottes steht, ist der Leib Individualität, hat den Charakter der Unverwechselbarkeit (vgl. auch 1. Kor. 15,35ff.). An anderer Stelle bezeichnet er den Leib mit seinem doppelten Bezug zu Gott und zur Welt als „Tempel des Heiligen Geistes“ (1. Kor. 6,19). Zugleich war Paulus wie auch den anderen Autoren biblischer Schriften bewusst, dass der Körper der Vergänglichkeit ausgesetzt ist (vgl. Jes. 40,6 und Röm. 8,12). In anderem Zusammenhang verwendet Paulus das Bild vom Leib und seinen vielen Gliedern zur Beschreibung ethisch sinnvoller Zusammenarbeit einer Gruppe von Menschen: eine biblisch-theologische Idee von gleichwertiger, zusammenwirkender Vielfalt (1. Kor. 12,12-31).



## Jüdisch-christliches Fair Play

Bei seiner Darstellung des Lauf-Wettkampfes in 1. Kor 9,24-27 als Bild für den Willen zur Erlangung des Siegerpreises überhöht Paulus die Aussicht auf den Erfolg. Nicht der irdische Gewinn ist wichtig, sondern der Gewinn des ewigen Lebens. Paulus greift hier auf Lebenserfahrungen seiner Zeitgenossen zurück, denen die Traditionen des sportlichen Wettkampfes nicht fremd waren. Der errungene Sieg bedeutet nicht, dass andere ihn nicht auch erreichen können, vielmehr ist diese Belohnung für die Anstrengung teilbar, ein wichtiger sozialer Aspekt also. In ähnlicher Weise wird auch in Phil 3,12-15 an den Wettkampf, an ein Verfolgungs- bzw. Nachfolge-Rennen erinnert. Dabei geht es Paulus nicht um unreflektierte Würdigung des antiken Sports und seiner Bedingungen und Folgen. Vielmehr übertrifft seine Darlegung die herkömmliche Athletik und überbietet sie mit dem Gedanken des jüdisch-christlichen Fair Play.

Gerade im Sport ist der Aspekt der empfundenen Einheit als Identität von höchster Bedeutung, Leiblichkeit in diesem Sinne ist eine Vermittlung gegenüber Gott, zu den Anderen und zur Welt. Der Sport selbst hat nicht die Aufgabe, existenzielle Fragen zu bearbeiten, er ist dabei auf Gesprächspartner außerhalb seiner selbst angewiesen. Aber er bietet Impulse und Vermittlungschancen, kann wichtige Zeichen setzen. Dies ist eine sehr gute Basis für die Verknüpfung der Bereiche Sport und Religion zu einem gemeinsamen Bemühen um Fair Play, Inklusion und Respekt vor der Vielfalt gleichwertiger Formen menschlichen Lebens. In der Unterscheidung von gelebtem und erlebtem Leib werden die beiden Seiten noch einmal deutlich: Wenn man sich geistig und seelisch wohlfühlt in seinem Körper, wird dies als „Eins-Sein“ erlebt, wir *sind* also unser Leib, mit dem wir vermögen, etwas Gutes zu tun und über das Selbst hinauszuwachsen, den Anderen zu achten und zu lieben.

## LITERATUR

- **Erich Geldbach**, Sport und Protestantismus. Geschichte einer Begegnung, 1975.
- **Ommo Gruppe/Dietmar Mieth (Hg.)**, Lexikon der Ethik im Sport, 1998.
- **Isolde Karle**, Liebe in der Moderne. Körperlichkeit, Sexualität und Ehe, 2014.
- **Michael Krüger**, Gymnastics, Physical Education, Sport and Christianity in Germany, in: The International Journal of the History of Sport 2018.
- **Dietmar Mieth (Hg.)**, Sport und Christentum. Eine anthropologische, theologische und pastorale Herausforderung, 2008.
- **Peter Noss**, Inklusion in Sport und Kirche. Handlungsfeld der Öffentlichen Theologie, 2019.
- **Silvia Schroer/Thomas Staubli**, Die Körpersymbolik der Bibel, 1998.
- **Henrik Struve/Saskia von Münster (Hg.)**, CrossMove. Sport bewegt Menschen. Eine Chance für Gemeinden und Verbände, 2021.

# Fair Play im Dialog

## Zehn Leitlinien für die Begegnung von Menschen verschiedenen Glaubens

Ilona Klemens

**Zum Hintergrund: Dreizehn Jahre lang war ich Pfarrerin für Interreligiösen Dialog in Frankfurt. 2003 trat ich eine Stelle an, die damals zum Zweck der Begegnung von Menschen verschiedenen Glaubens neu eingerichtet wurde, und vor allem den evangelischen Christinnen und Christen helfen sollte, sich in der wachsenden Vielfalt der Religionen zu orientieren und Verständnis füreinander zu entwickeln. Dazu zählten jüdisch-christliche (GCJZ Frankfurt), christlich-muslimische, dialogische und multireligiöse Formate. Eine Frucht der gemeinsamen Arbeit war schließlich auch der Rat der Religionen Frankfurt, der 2009 gegründet wurde und dessen Geschäftsführerin ich sechs Jahre lang war.**

### **Dialog findet nicht zwischen Religionen, sondern zwischen Menschen statt**

Dieser Leitsatz prägte dabei mein Denken und Handeln. Die Begegnung und das Gespräch leben vom Engagement konkreter Menschen, die je auf ihre individuelle Art ihren Glauben und ihre religiöse oder weltanschauliche Identität definieren und leben. So mag ich mir noch so viel Wissen, beispielsweise über „den Islam“ oder „das Judentum“ in Büchern angelesen haben – eine wirkliche Begegnung mit dem von Menschen gelebten Glauben kann das nicht ersetzen. Die vielen Überraschungen, die ich erlebt und Erkenntnisse, die ich gewonnen habe, möchte ich keinesfalls missen!

Zum Dialog gehören gleichwohl auch Missverständnisse und Konflikte. Wird eine konkrete Begegnung beispielsweise von aktuellen politischen Ereignissen überlagert, besteht die Gefahr, in angstbesetzte Vorurteile zu flüchten und nicht mehr offen zu sein für die Menschen, die einem gegenüber sitzen.

### **Dialog braucht Regeln**

Als wir 2005 in Frankfurt mit der Organisation der christlich-islamischen „Woche der Begegnung“ begannen, wurde unserem Team schnell klar, dass es vielleicht hilfreich sein könnte, Leitlinien, bzw. Gebote für den Dialog zu formulieren. Sie sollten, ähnlich wie im Sport, eine Art „interreligiöses Fair Play“ gewährleisten. Ich habe solche Leitlinien („guidelines“) bei meinem einjährigen Anti-Rassismus Training in Südafrika kennengelernt. Wir haben sie immer zu Beginn jeder Veranstaltung für alle sichtbar an die Wand gehängt oder ein entsprechendes Rollup aufgestellt und erläutert.

### **Hier nun die zehn Leitlinien aus der Frankfurter Dialogarbeit:**

#### *Wir nehmen die Haltung eines/r Lernenden ein.*

Oft heißt es, man wisse zu wenig vom jeweils anderen und von daher sei der Dialog so wichtig, um Unwissen zu überwinden. Mitunter ist es aber so, dass Menschen in das Gespräch gehen in der Überzeugung, schon alles vom anderen zu wissen, und statt zu lernen lieber belehren möchten. Für den Dialog ist es gewinnbringend, mit Offenheit für Neues ins Gespräch zu gehen.

#### *Wir hören einander zu und lassen einander ausreden.*

Das sollte tatsächlich selbstverständlich sein, ist es aber nicht. Wie für viele zwischenmenschliche Begegnungen gilt es auch für den Dialog. Es hat oft geholfen, im Eifer des kontroversen Gefechts auf die Leitlinien an der Wand oder auf dem Rollup verweisen zu können, damit das Gespräch in geordneten Bahnen verlaufen konnte.

#### *Wir vermeiden Verallgemeinerungen.*

Pauschalurteile über „die Muslime“, „die Christinnen“ oder „das Judentum“ bilden den Boden für Vorurteile und Konflikte. Ein Ziel des Dialogs sollte sein, diese aufzubrechen und zu lernen, den einzelnen Menschen zu sehen und darum zu werben, selbst als eigenständige Person gesehen zu werden. Natürlich sind wir im interreligiösen Gespräch nicht nur Individuen, sondern

immer auch gleichzeitig Repräsentant\*innen unserer jeweiligen Religion. Das schließt ein, kritische Fragen zu mancher Lehre und Tradition auszuhalten. Dennoch gilt es immer den konkreten Menschen in den Blick zu nehmen und auch für sich sprechen zu lassen. Mir hat dabei immer die Erinnerung an meinen südafrikanischen Anti-Rassismus-Trainer geholfen, der bei Sätzen wie „die“ Schwarzen/„die“ Weißen sind ...“ zu fragen pflegte: „Ach, Du kennst sie also alle persönlich?“

#### *Wir vergleichen nur Vergleichbares miteinander.*

Interreligiöse Gespräche führen naturgemäß zu Vergleichen: Wie ist das bei mir, wie ist das bei Dir? Die eigene Identität durch Abwertung des anderen zu definieren ist eine Wurzel des christlichen Antijudaismus. Im interreligiösen Vergleich sollte darüber hinaus nicht das Ideal der eigenen Religion mit der Realität der anderen verglichen werden – denn so sähe das eigene naturgemäß stets besser aus. Ehrlicher und realistischer wäre es also, Ideal mit Ideal und Realität mit Realität zu vergleichen. Hier hilft vielleicht auch, sich an das Bild zu erinnern, mit dem der Jude Jesus das Problem illustriert: „Warum siehst du den Splitter im Auge deines Mitmenschen, aber den Balken in deinem Auge bemerkst du nicht?“ (Matthäus 7,3).

#### *Wir sprechen der anderen Person nicht den Glauben ab.*

Intra- wie interreligiös sind Bewertungen über die „Richtigkeit“ des Glaubens und der gelebten Frömmigkeit so häufig wie dem fruchtbaren Dialog abträglich. Bezeichnungen wie „orthodox“, „konservativ“ oder „liberal“ mögen eine wichtige Orientierungshilfe sein – wie die jeweiligen Dialogpartner\*innen ihre Tradition verstehen und leben, ist aber so vielfältig, wie es Menschen eben sind. Dies im Gespräch anzunehmen und zu akzeptieren und nicht in Frage zu stellen oder zu delegitimieren, ist eine wichtige Voraussetzung für eine respektvolle Atmosphäre.

## *Wir suchen nach Gemeinsamkeiten und achten die Unterschiede.*

Im Grunde selbsterklärend ist sie eine Leitlinie beim Suchen nach dem, was religiöse Traditionen verbindet und was sie trennt. Sie beschreibt den spannenden Prozess, bei dem mitunter das, was zunächst ähnlich erscheint, aber auch das sein kann, an dem die Unterschiede am deutlichsten zu Tage treten. Daher kommt der Dialog eigentlich nie an ein Ende, sondern bringt immer wieder neue Erkenntnisse hervor.

## *Wir versuchen, den/die jeweils andere/n so zu verstehen, wie er/sie sich selbst versteht.*

In Verbindung mit der ersten Leitlinie plädiert diese dafür, das Selbstverständnis des anderen zu hören und zu respektieren, nicht eigene Annahmen und Vorstellungen über den anderen zum Maßstab zu machen. Ich persönlich habe es beispielsweise meist abgelehnt, Vorträge über eine andere Religion zu halten, sondern stattdessen Menschen eingeladen, selbst zum Zeugen/zur Zeugin der eigenen Tradition zu werden. Es geht darum, miteinander statt übereinander zu sprechen.

## *Wir nehmen den anderen mit dem, was er sagt, ernst.*

Personen und ihre Aussagen zu delegitimieren, ist oft der Versuch, den eigentlichen, mitunter schwierigen Themen auszuweichen und das Gegenüber zu verunsichern. Im Dialog geht es aber nicht um Sieg oder Niederlage, oder darum, wer am Ende recht behält. Die Suche nach Wahrheit, die gläubige Menschen bewegt, schließt im Gespräch die Erkenntnis ein, dass Wahrheit kein Besitz ist und dass sie sich oft im Plural präsentiert.

## *Wir vermeiden „Ja, aber“- Sätze.*

„Ich habe nichts gegen Ausländer, aber ...“ Wir alle kennen solche Sätze. Was wohlmeinend klingt, führt dennoch oft in die Reproduktion von oben beschriebenen Verallgemeinerungen, die man vermeiden sollte. Zudem wird schnell klar, dass die wahre Einstellung zum Sachverhalt sich hinter dem „aber“ verbirgt und die eigenen Vorurteile durch den ersten Halbsatz letztendlich nur kaschiert werden.

## *Wir vertreten unseren Standpunkt überzeugend, aber nicht überheblich.*

Eine muslimische Freundin bezeichnete einmal die Haltung der Überheblichkeit, des „Ich-bin-besser-als-Du“, als „satani-

sches“ Prinzip und entsprechend als Quelle allerlei Übels zwischen Menschen. Eigene Überzeugungen ins Gespräch zu bringen und zu erläutern, ist wichtig und macht Sinn und Reiz des Dialogs aus. Missionarischer Eifer, der den anderen zu überwältigen sucht, ist fehl am Platze.

## **Kultur des Dialogs schafft eine Atmosphäre des Respekts**

Abschließend gilt festzuhalten: Diese Leitlinien wollen keine starren Vorgaben sein. Sie sind immer wieder überarbeitet worden und verstehen sich als „Work in Progress“ – sie wollen diskutiert und angewandt werden. Manche meinen kritisch, das seien doch alles Selbstverständlichkeiten und daher unnötig. Andere mögen sich in ihrer Redefreiheit eingeschränkt fühlen, nach dem Motto „Das wird man doch noch sagen dürfen“. Ich empfehle, sie einmal auszuprobieren. Denn hinter jeder Leitlinie stehen konkrete Situationen und Erfahrungen. Sie basieren auf der Erkenntnis, dass das „Was“ des Dialogs, also der Inhalt, so wichtig ist, wie das „Wie“, nämlich die eigene Haltung, mit der ich in die Begegnung gehe. Wir haben sie als sicheren Rahmen für offene und gleichermaßen wertschätzende Dialoge erlebt. Das schließt Kontroversen ausdrücklich ein. Sie können ein Baustein in der Entwicklung einer Kultur des Dialogs sein, der auch im Konfliktfall die Fortdauer des Gesprächs ermöglicht. In diesem Sinne braucht der Dialog das Fair Play, bei dem jeder Mensch zählt!



**SCHWERER ZU  
VERHINDERN  
ALS JEDES TOR:  
VORURTEILE**

ANTISEMITISMUS, HASS UND HETZE GEHEN UNS AUF DEN SENKEL

**ZUSAMMEN**

FÜR DAS, WAS UNS VERBINDET



**Walther Bensemann** (sitzend mit Ball) 1894 im Kreis der von ihm mitgegründeten **Karlsruher Kickers**. Quelle: Archiv Bernd Beyer / Verlag Die Werkstatt



**Jüdische Jugendliche** im Jahr 1937 auf dem Sportplatz der Synagogengemeinde in Berlin-Grünwald. Quelle: Jüdisches Museum Berlin / Bestand Sonnenfeld.

# Die Geschichte der Juden im deutschen Fußball

Henry Wahlig

**Ende des 19. Jahrhunderts schwappte die Welle der Fußballbegeisterung von England nach Kontinentaleuropa. Dass sich gerade Deutschland in diesen Jahren schnell zu einer führenden Fußball-Großmacht entwickelte, lag zu einem entscheidenden Maße am Engagement jüdischer Fußballpioniere.**

Ähnlich wie in anderen damals neuartigen Bereichen der Kunst oder Wissenschaft bot auch der Fußball Juden ungekannte Aufstiegsmöglichkeiten. Trotz ihrer formalen rechtlichen Gleichstellung war es Juden in den meisten Gesellschaftsbereichen unmöglich, in Spitzenpositionen vorzudringen. Der Fußball war hier anders. Er kam von außen in die deutsche Gesellschaft und war noch nicht durch traditionelle Eliten besetzt. In etablierten Milieus galt der Fußball nicht von ungefähr zunächst als „unelegant“, „ausländisch“ und damit „undeutsch“.

Zahllose bis heute bekannte deutsche Fußballvereine gehen auf Spieler, Trainer oder Funktionäre jüdischer Herkunft zurück. Dabei gab es einige Klubs mit besonders starker jüdischer Prägung wie Eintracht Frankfurt oder Bayern München – ausgerechnet die beiden Teams, die sich 1932 im letzten Finale um die Deutsche Meisterschaft vor der NS-Machtübernahme gegenüberstanden. Von den vielen wichtigen Fußballpionieren jüdischer Herkunft können an dieser Stelle

nur einige wenige vorgestellt werden: Walther Bensemann gründete um die Jahrhundertwende zahlreiche Vereine in Süddeutschland. Im Jahr 1900 zählte er zu den Mitgründern des DFB und rief 1920 die bis heute führende Fußballzeitschrift „Der Kicker“ ins Leben, die er bis zu seiner Ausgrenzung und Flucht in die Schweiz 1933 leitete. Mit Julius Hirsch und Gottfried Fuchs schafften sogar zwei Spieler jüdischer Herkunft den Sprung in die deutsche Nationalmannschaft. Gottfried Fuchs stellte dabei beim 16:0 gegen Russland im Jahr 1912 mit zehn Toren einen bis heute unerreichten Torrekord auf. Fast alle jüdischen Fußballer waren in diesen Jahren Seite an Seite mit ihren christlichen Teamkameraden in überkonfessionellen Teams aktiv. Rein jüdische Vereine waren zu diesem Zeitpunkt eine große Ausnahme. Sie entstanden entweder dort, wo es große Synagogengemeinden mit einer starken zionistischen Ausrichtung gab (z.B. in Berlin oder Leipzig) oder wo bereits in den Krisenjahren der Weimarer Republik auch im Fußball offener Antisemitismus spürbar war.

## **Schnelle Ausgrenzung im NS-Staat**

Dies alles änderte sich schlagartig nach dem 30. Januar 1933. Nur wenige Wochen nach der NS-Machtübernahme zählten deutsche Turn- und Sportvereine zu den ersten gesellschaftlichen Massenorganisationen, die die „Arisierung“ des gesell-

schaftlichen Lebens in eigener Verantwortung vorantrieben. Wegbereiter und Motor dieses Prozesses war der damals mitgliederstärkste Verband, die Deutsche Turnerschaft. Doch auch im Fußball waren frühzeitig entsprechende Initiativen erkennbar.

Bereits am 9. April 1933 bekundeten 14 führende Vereine aus dem Süden und Südwesten, der neuen „nationalen Regierung [...] freudig und entschieden [...] insbesondere in der Frage der Entfernung der Juden aus den Sportvereinen“ zu helfen. Die Umsetzung dieser Absichtserklärung differierte in den Vereinen: Der 1. FC Nürnberg teilte seinen jüdischen Mitglieder nur wenige Tage später schriftlich ihren Ausschluss zum 1. Mai 1933 mit. Eintracht Frankfurt hingegen ließ sich mit der Umsetzung dieser Maßnahme deutlich mehr Zeit. Recherchen zeigen, dass erst 1937 die letzten Sportler jüdischer Herkunft die Eintracht verlassen mussten. Im historischen Vergleich waren solche Fälle aber eine seltene Ausnahme. Es ist davon auszugehen, dass die allermeisten jüdischen Fußballer bereits im Laufe des Jahres 1933 aus ihren bisherigen Vereinen gedrängt wurden.

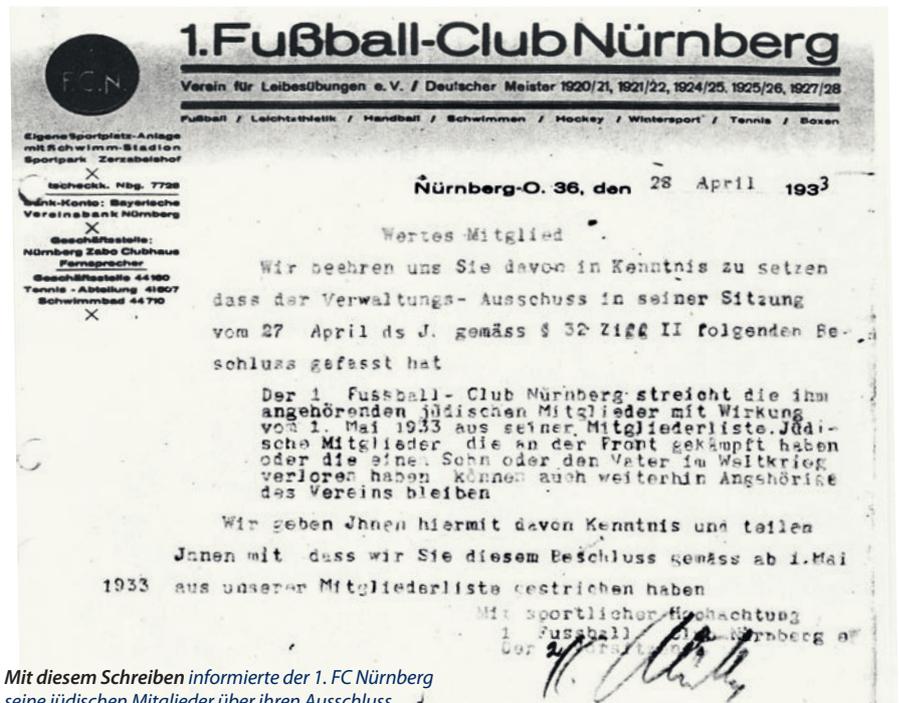
Es ist wichtig festzuhalten, dass kein Fußballklub zu diesem Zeitpunkt zur Anwendung solcher Maßnahmen gezwungen wurde. Von Seiten des DFB gab es auch keinen verbindlichen „Arierparagraphen“ für alle Mitgliedsvereine wie beispielsweise in der Deutschen Turnerschaft. Nichtsdestotrotz hatte auch die DFB-Führung bereits im April 1933 frühzeitig und in vorausseilendem Gehorsam wissen lassen, dass Juden „in führenden Stellungen der Landesverbände und Vereine“ nicht länger tragbar seien.

## Fußball als Teil innerjüdischer Selbstbehauptung

Mit dem Ausschluss aus ihren bisherigen Vereinen wurden zigtausende jüdische Sportler über Nacht heimatlos. Um weiterhin Sport treiben zu können, mussten sie sich nun rein jüdischen Sportvereinen anschließen. Die NS-Führung gewährte diesen Gruppen zunächst gewisse Sonderrechte, weil sie einen Boykott der Olympischen Spiele 1936 in Berlin durch westliche Staaten wie die USA verhindern wollte. In der täglichen Praxis wurden jüdische Fußballer dennoch bereits in diesen ersten Jahren in ein ‚sportliches Ghetto‘ abgedrängt: Sie mussten in getrennten Ligen und auf abgelegenen Plätzen vor den Toren der Stadt spielen und hatten fast keine Berührungspunkte mehr mit dem übrigen deutschen Sport. Innerhalb dieser Parallelwelt entwickelte sich jedoch zunächst ein überaus aktives und aus heutiger Sicht beeindruckend vielfältiges jüdisches Sportleben. Zwei konkurrierende Verbände warben um die Sportler: Auf der einen Seite stand der zionistische Deutsche Makkabikreis, der sich für eine baldige Auswanderung seiner Mitglieder aus NS-Deutschland und den Aufbau eines jüdischen Staates auf dem Gebiet des heutigen Israel einsetzte. Ihm gegenüber verstand sich der Sportbund Schild des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten (RjF) als Sammelbecken der deutsch-national orientierten Juden, die trotz der NS-Herrschaft weiterhin an ihren Assimilationsbestrebungen festhielten. Ihren höchsten Mitgliederstand erreichten beide Verbände in den Jahren 1935 und



Gottfried Fuchs (Mitte) und Julius Hirsch (rechts) auf der Titelseite einer süddeutschen Sportzeitung  
Quelle: Süddeutscher Illustrierter Sport, 4.7.1921.



Mit diesem Schreiben informierte der 1. FC Nürnberg seine jüdischen Mitglieder über ihren Ausschluss.  
Quelle: Leo Baeck Archive New York.

1936. Sowohl dem Sportbund Schild wie dem Deutschen Makkabikreis gehörten in dieser Zeit über 20.000 Mitglieder an, so dass der Sport mit knapp 50.000 Aktiven in dieser Zeit zu den aktivsten und größten Bereichen des jüdischen Lebens zählte. Unter ihnen befanden sich gut 10.000 Fußballer, die in mehr als 200 (!) Vereinen organisiert waren. Während sich dabei Großvereine wie Schild Frankfurt mit mehr als 20 Jugend- und Senioren-Mannschaften am Spielbetrieb beteiligten, kamen in kleinen Landgemeinden wie Twistringen in Niedersachsen fast alle jüdischen Jugendlichen aus einem Umkreis von über 50km zusammen, um ein paar Stunden gemeinsam Fußball zu spielen.

Es mag aus heutiger Sicht zunächst verwunderlich erscheinen, dass der Sport im Leben der Juden während der NS-Zeit eine so große Bedeutung einnahm. Erinnerungen von Zeitzeugen lassen vor allem zwei Schlüsse zu: Zum einen wurde der Sportplatz zu einem Schutzraum, in dem Aktive und Zuschauer die Sorgen ihres Alltags für ein paar Stunden vergessen konnten. Zum anderen bot der Sport für Juden in der NS-Zeit eine fast einzigartige Möglichkeit, ihr Selbstbewusstsein zu stärken. Im NS-Staat permanent als körperlich degeneriert gebrandmarkt, konnten Juden durch Sport sich selbst und ihrer Umwelt demonstrieren, zu welchen Leistungen sie im Stande waren. Auf diese Weise wurde Sport zu einer Form des Widerstehens gegen die NS-Rassenpolitik.

Nach den Olympischen Spielen 1936 endete die Hochzeit des jüdischen Sports in Deutschland. Für die Nazis bestand jetzt kein Grund mehr, den Sport von den Repressalien ihrer antisemitischen Politik auszunehmen. Ab Ende 1936 wurden immer mehr jüdische Sportveranstaltungen verboten und den Vereinen die Sportplätze gesperrt. Zugleich verloren viele Klubs ihre Mitgliederbasis, weil immer mehr Juden ins Ausland flüchteten: Vielfach waren vor Ort nun nicht mehr genügend Spieler vorhanden, um noch eine Fußballleif zusammenzustellen.

Nur wenige Monate später, kurz nach Beginn der Fußballsaison 1938/39, besiegelten die Pogrome des 9. November 1938 endgültig das Schicksal der jüdischen Sportbewegung. Spätestens von diesem Zeitpunkt an wurde Sport für Juden zu



Aufarbeitung der lokalen Fußballgeschichte

einer Nebensache in ihrem Kampf um das nackte Überleben. Im Jahr 1942 begannen die Deportationen der deutschen Juden in die Ghettos und Vernichtungslager des Ostens. Wie für Millionen anderer Menschen wurden diese Lager auch für viele Gründer, Spieler oder Förderer des deutschen Fußballs zur letzten Station auf ihrem Leidensweg der Entrechtung und Verfolgung. Eines der vielen Opfer der NS-Vernichtungsmaschinerie ist der siebenfache deutsche Nationalspieler Julius Hirsch, der 1943 im KZ Auschwitz ermordet wurde.

### Vergessen und späte Wiederentdeckung nach 1945

Nach dem Ende der NS-Herrschaft dauerte es viele Jahrzehnte, bis sich der DFB und seine Vereine kritisch mit ihrem Wirken in der NS-Zeit auseinandersetzten. Die Erinnerung an viele einst wichtige und ver-

dienstvolle jüdische Mitglieder ging in diesen Jahren fast endgültig verloren. Erst unter dem zunehmenden öffentlichen Druck im Vorfeld der Fußball-WM 2006 in Deutschland sah sich der DFB veranlasst, seine Geschichte in der NS-Zeit wissenschaftlich erforschen zu lassen. Seit der Veröffentlichung dieser Studie 2005 hat sich die Geschichtspolitik des DFB völlig verändert: Mit dem Julius-Hirsch-Preis erinnert der DFB seitdem aktiv an die jüdischen Fußballer, Trainer und Funktionäre, die den deutschen Fußball maßgeblich mitgeprägt haben und Opfer der NS-Rassenpolitik wurden. Auch das 2015 vom Verband in Dortmund eröffnete Deutsche Fußballmuseum führt regelmäßig Gedenkveranstaltungen durch und erinnert in seiner Ausstellung an das Schicksal verfolgter jüdischer Fußballer. Die Wiederentdeckung der jüdischen Ver-

gangenheit ist jedoch kein Prozess, der sich im deutschen Fußball nur von oben nach unten entwickelte. Zahllose Fanclubs, Fanprojekte oder einfache Mitglieder haben in den letzten gut zehn Jahren damit begonnen, vor Ort die Geschichte ihrer Vereine vor 1945 aufzuarbeiten. Gut 80 Jahre nach ihrer Zerschlagung durch das NS-Regime existieren heute auch wieder rund 40 Makabi-Vereine in Deutschland, die in die allgemeinen Dachverbände wie den DFB fest integriert sind.

### LITERATUR

- Peiffer, L. / Wahlig, H.: Jüdische Fußballvereine im nationalsozialistischen Deutschland. Eine Spurensuche, Göttingen 2015
- Schulze-Marmeling, D.: Davidstern und Lederball – Die Geschichte der Juden im deutschen und internationalen Fußball, Göttingen 2003
- Wahlig, H.: Sport im Abseits. Die Geschichte der jüdischen Sportbewegung in NS-Deutschland, Göttingen 2015

# Rugby und Einheit – das neue Südafrika

Allon Sander

Am 24. Juni 1995 war Nelson Mandela, seit einem Jahr Präsident Südafrikas, ungewohnt unruhig. Ein besonderer Tag stand bevor, an dem sich vieles entscheiden würde. Ein schlechtes Ergebnis wäre fatal, doch das Risiko musste er eingehen. Die Geschichte dieses riesigen Landes ist kompliziert, aber an diesem Tag war alles von einem Rugby-Spiel abhängig. Dies ist eine Geschichte über Weiße und Schwarze, über Wut, Weitsicht, Hoffnung – und über die Rolle des Sports.

### Die Rugby-WM für Südafrika

Nach drei Jahren in Freiheit war Mandela 1993 in einer schwierigen Lage. Von schwarzen Separatisten und von weißen Rechtsradikalen wurde er gleichermaßen bedroht. Er entschloss sich zu einem gewagten Schritt: Südafrika sollte Gastgeber der Rugby-WM werden. Die internationale Rugby Union war begeistert, beim ANC wurde er ausgebuht, die Extremisten unter den Buren wollten nicht, dass der schwarze Präsident sich in „ihren“ Sport einmischte. Bald sprach man von Bürgerkrieg. Rechtsradikale ermordeten Chris Hani, den zweiten Mann des ANC, der für Mandela wie ein Sohn gewesen war. Ein paar Monate später stürmten Tausende bewaffnete Buren das World Trade Center in Johannesburg, um ihre Macht zu zeigen. Mandela musste seine ganze rhetorische Fähigkeit und Über-

zeugungskraft aufwenden, um zu verhindern, dass die Seiten aufeinander losgingen. Bei Hanis Beerdigung erinnerte er daran, dass die Mörder durch die Hilfe einer Afrikaanerin schnell gefasst wurden, und bat die Massen um Zurückhaltung. Er traf den Stabschef der rebellischen Afrikaaner und überzeugte ihn, dass ein Krieg keine Gewinner haben kann, sondern nur einen Verlierer – Südafrika. Das Schlimmste war verhindert. Zum ersten Mal sollte den Vertretern aus aller Welt eine professionell organisierte WM präsentiert werden. In den 27 Jahren seiner Gefangenschaft hatte Mandela sich fortgebildet und zu einem Staatsmann entwickelt: Er erkannte die Bedeutung von Symbolen und Mythen, er lernte Afrikaans und Rugby-Regeln, kommunizierte mit seinen Gefängniswächtern. Schon da war ihm klar, wie Sport durch Emotionen Menschen verbinden kann, und dass er Südafrika nur in eine bessere Zukunft führen konnte, wenn er die Buren mitnahm: Keinesfalls durften sie als Verlierer dastehen. Sein Motto: „Sprich nicht zu ihrem Verstand, sprich zu ihren Herzen.“ Die Massen waren skeptisch, vor allem die ANC-Anhänger, denen die Springboks, die Nationalmannschaft Südafrikas, als verhasstes Symbol der Apartheid galten, zusammen mit der Flagge und Hymne. Bei den Buren hingegen hatten die Springboks nationale, fast religiöse, Bedeutung.

### „One team, one nation“

Während der Vorbereitungen besuchte Mandela das ganze Team beim Training. Darauf waren sie nicht vorbereitet. Mandela gratulierte zum Erfolg und sicherte ihnen seine Unterstützung zu: „Wir verlassen uns auf Sie!“ Einer schenkte Mandela seine grüne Kappe mit dem goldenen Emblem des springenden Bocks. Mandela setzte sie sofort auf. Der Presse sagte er: „Immer habe ich mir gewünscht, dass die Springboks verlieren. Heute stehe ich absolut hinter ihnen.“

In der Zwischenzeit hatte die Rugby-Nationalmannschaft auch Schritte unternommen. Ihr Slogan für die WM war schließlich „One Team, One Nation“. Insgeheim hatten die Spieler den Text der schwarzen Hymne „Nkosi sikelel' Afrika“ gelernt. Mandela hatte vorgeschlagen, beide Hymnen zu singen, die alte und die der Anti-Apartheid-Kämpfer. Für die meisten Weißen war der Text auf isiXhosa, mit Schnalzkonsonanten, fremd und schwierig. Zusätzlich wurde für die Mannschaft ein Besuch auf Robben Island organisiert. Sie sahen die winzige Zelle, in der Mandela 18 Jahre in Einzelhaft gefangen gesessen, und den Kalksteinbruch, wo er gearbeitet hatte. Sie sprachen mit Gefangenen, die für sie sangen und applaudierten. Francois Pienaar, der neue Kapitän der Nationalmannschaft, erzählte später, welchen Zusammenhalt der Spieler er spürte; das Team war zu einer starken Einheit gewachsen. Ein paar Tage vor dem Turnier war er mit einigen Spielern unterwegs „und dann kamen diese schwarzen Kinder, Zeitungsverkäufer: sie liefen hinter uns her und



riefen unsere Namen. Sie kannten uns! Mir wurde klar: Das ist ein Riesending, viel größer als wir uns je vorstellen konnten!"

#### „Good luck, Bokke!“

Am ersten Spieltag der WM war Mandela dabei, mit Kappe, und hörte den Spielern beim Singen der beiden Hymnen zu. Die stolzen Springboks spielten die seit 14 Monaten unbesiegten Weltmeister aus Australien an die Wand. Eine ungeahnte Kraft trieb sie von Sieg zu Sieg – und die Erfolge zeigten Wirkung: Südafrika vereinte sich hinter den Spielern, Fans saßen vor Bildschirmen, überall im Land – auch in den Townships, wo viele ihr erstes Rugbyspiel sahen. Das Ellis Park Stadion in Johannesburg, vollgepackt mit Weißen und Schwarzen, war ein Meer aus den neuen Nationalfahnen. „Jetzt ist es wirklich die Regenbogennation!“ kommentierte ein britischer Fernsehreporter.

Die Gegner im Endspiel waren alte Rivalen: „All-Blacks“, die hochfavorisierte Mannschaft der Neuseeländer. Die Chancen waren eher gering, aber man hoffte auf das Wunder. Die Spannung wuchs. Dann unheimlicher, anschwellender Flugzeuflärm, die Menschen wurden unruhig, ein Flugzeug der Südafrikanischen Fluggesellschaft näherte sich dem Stadion. Es flog sehr tief, jeder konnte lesen, was auf dem Bauch stand: „Good Luck, Bokke!“ Eine Energiewelle schwappte durchs Stadion. Dann kam Mandela, in Grün und Gold, mit der

Nummer des Kapitäns, der 6, und begrüßte die Spieler. Kapitän Pienaar später: „Ich konnte nicht mal die Hymne mitsingen, ich war so aufgeregt und stolz“.

Das Spiel war hart umkämpft und sehr defensiv. Die Neuseeländer spielten mit viel Können, die Südafrikaner mit Kampfgeist und Energie. Das Ergebnis war ein Gleichstand, der auch in der Verlängerung lange stehen blieb. Sieben Minuten vor dem Ende verwandelte der Springboks-Kicker ein Goal. Das war die Entscheidung. Die Springboks waren Weltmeister.

Mandela kam auf das Feld, um den Pokal zu überreichen. Er strahlte, hielt Pienaar den Pokal entgegen und sagte: „Ich danke Ihnen für das, was Sie für Südafrika getan haben“. „Aber nein, Mr. Präsident, wir müssen Ihnen danken, für das, was Sie für unser Land getan haben!“ Ohrenbetäubender Jubel. Das geeinte Südafrika hatte gewonnen und gezeigt, welche Kräfte sich mobilisieren ließen. „Bokke!“-Rufe wechselten sich ab mit „Nel-son, Nel-son!“. Beide, Mandela und Pienaar, hatten Tränen in den Augen.

#### Der Wendepunkt

Mandela sagte später: „Sport hat die Kraft, die Welt zu verändern, die Kraft, zu inspirieren, Menschen so zu vereinen, wie nichts anderes es vermag. Besser als jede Regierung ist er imstande, rassistische Sperren zu zerstören. Er ist ein Instrument des Friedens.“

#### Francois Pienaar erhält den William-Webb-Ellis-Pokal von Präsident Nelson Mandela

Der Tag hat Südafrika verändert. Ein Wendepunkt. „Wir dachten, wir machen alle Südafrikaner stolz“, sagte Pienaar, „wir wussten nur nicht, wie stolz wir sie machten!“ Nicht alles wurde besser, aber es gibt seitdem einen klaren Maßstab: Alle Springboks aus dem Spiel sind Helden in ihrem Land, müssen immer wieder erzählen, wie es war, damals auf dem Feld und mit Mandela. Pienaar: „Als ich aufwuchs, war Nelson Mandela ein Terrorist, ein Krimineller, heute ist er der Patenonkel meiner Kinder, wir sind Freunde geworden.“ Gemeinsam haben sie sich in den Jahren nach dem Sieg dafür eingesetzt, den Rugby zu öffnen.

Das zeigte Resultate: 14 Jahre später, bei der Rugby-WM 2019, putzten die Springboks im Finale die Engländer weg. „Wir haben viele Herausforderungen gemeistert, es gibt viele Probleme in unserem Land. Aber wir haben als Team zusammenggefunden“, sagte Siya Kolisi, der erste schwarze Kapitän. Er war einer von dreizehn schwarzen Spielern im 31er Kader der Springboks: Sie tragen auf ihrem Trikot mittlerweile die Protea-Blume, Symbol des neuen Südafrika. Erzbischof Desmond Tutu schrieb dem Team: „Wir sind unglaublich stolz, Südafrikaner zu sein. Ihr habt einer zweifelnden Nation den Glauben an sich selbst zurückgegeben. Unser Vater, Nelson Rolihlahla Mandela, lächelt im Himmel.“

# Olympischer Alptraum

## Wie Deutschland 1936 in Berlin seine sportliche Unschuld verlor

L. Joseph Heid

**Hitler selbst war zunächst nicht sonderlich interessiert, die Olympischen Spiele nach Berlin zu holen – kein Wunder, standen doch die humanistischen Ziele von Olympia im krassen Gegensatz zur nationalsozialistischen Weltauffassung. Es war ausgerechnet Theodor Lewald, IOC-Mitglied und späterer Olympiakommissar, der Hitler vom außenpolitischen Wert der Spiele überzeugte.**

Auf Drängen der amerikanischen Öffentlichkeit, in der wegen der sportlichen Diskriminierung jüdischer Sportler ein Boykott der Olympischen Spiele 1936 diskutiert wurde, sowie nach Intervention des IOC war Deutschland gehalten, auch jüdische Sportlerinnen und Sportler starten zu lassen. Deutschland musste sich unter massivem Druck des IOC verpflichten, diese „prinzipiell“ nicht von den Olympischen Spielen auszuschließen. Doch in den Reihen der SA sang man bereits: „Wenn die Olympiade vorbei, schlagen wir die Juden zu Brei!“

Der jüdische Sport im nationalsozialistischen Deutschland hatte bereits seit dem Machtantritt der Nationalsozialisten alle Stufen der Erniedrigung durchlitten: den entehrenden Ausschluss aus der Sportgemeinde, die Entmündigung durch die deutsche Reichssportführung, Überwachung und Maßregelung durch die Geheime Staatspolizei, die Kollision mit einer feindseligen Umwelt, die Austreibung. Juden konnten sich allein in rein jüdischen Vereinen sportlich organisieren und nur untereinander Sportwettkämpfe austragen; der Wettbewerb mit „arischen“ Vereinen war ausgeschlossen. Jüdischen Vereinen wurde die Benutzung öffentlicher Sportanlagen gekündigt, ihre Sportgruppen durch SA und SS schikaniert. Eine beispiellose Sportgeschichte.

Die komplizierten diplomatischen und sportpolitischen Winkelzüge, die bis zur Eröffnung der 11. Olympischen Spiele am 1. August 1936 in Berlin unternommen wurden, sind eng mit dem Schicksal dreier Personen verwoben: die Hochspringerin Gretel Bergmann und Fechterin Helene Mayer, beide aktive Sportlerinnen, sowie der Sportfunktionär Theodor Lewald. Am Beispiel der vielseitigen Leichtathletin Gretel Bergmann, die zur falschen Zeit olympiareife Spitzenleistungen im Hochsprung vollbrachte und der trotz aussichtsreicher Medaillenchancen auf beschämender

de Weise die Teilnahme an den Olympischen Spielen verwehrt wurde, lässt sich prototypisch zeigen, wie ein olympischer Traum in einen Alptraum mündete. Die von den Nazis hartnäckig propagierte Überlegenheit der arischen über die „degenerierte“ jüdische „Rasse“ durfte nicht durch „Muskeljuden“ konterkariert werden. Gretel Bergmann wurde vor den Spielen zur Beschwichtigung kritischer Stimmen im Ausland zunächst demonstrativ nominiert, kurz vor Beginn des Sportfestes jedoch aus fadenscheinigen Gründen aus dem Team geworfen – ein schändliches Spiel der braunen Bonzen. Mitgespielt in diesem Poker hat das amerikanische Olympia-Komitee in Person von Avery Brundage, der zunächst mit einem Olympiaboykott gedroht hatte, wenn deutsch-jüdische Sportler an den Spielen nicht teilnehmen dürften, zugleich jedoch zur Sicherung der Spiele von Berlin eine Allianz mit der NS-Sportführung schmiedete. So war es lediglich ein amerikanischer Beinahe-Boykott, denn in Wirklichkeit erwogen sie ein Fernbleiben der Spiele in Berlin nie ernsthaft.

Der Deutsche Leichtathletikverband unter Karl Ritter von Halt entledigte sich des „Falls“ Bergmann auf sportlich und moralisch schändliche Weise: Er meldete im Hochsprung der Frauen statt der erlaubten drei nur zwei Teilnehmerinnen, wobei sich eine der beiden „Springerinnen“ (später als Mann erwies! Dora Ratjen wurde Olympia-Vierte. Zum ersten und bisher einzigen Mal war ein Mann in Frauenkleidern bei internationalen Wettkämpfen gestartet und anschließend enttarnt worden. Die Jüdin Gretel Bergmann und die „Arierin“ Dora alias Heinrich Ratjen: zwei Sportlerschicksale, die in ihrem Außenseitertum auf bizarre Weise verbunden waren. Auch das war „Berlin 1936“!

Zwei Wochen vor Beginn der Olympischen Spiele teilte man Bergmann mit, dass sie wegen ihrer unbeständigen Leistungen nicht für die Olympiamannschaft nominiert werden könne. Als Lohn für ihre „Einsatzbereitschaft“ bot man ihr stattdessen eine kostenfreie Eintrittskarte für die Leichtathletik-Woche an – eine Stehplatzkarte. Mit ihren 1,60 m, die sie fünf Wochen vor den Olympischen Spielen unter diskriminierenden Bedingungen gesprungen war, wäre Gretel Bergmann in Berlin mit der Goldmedaillengewinnerin Ibolya Czák, einer ungarischen Jüdin – welche Ironie! –, ins Stechen um den Olympiasieg gekommen. Während im Berliner Olympia-Stadi-





Theodor Lewald

on die besten Leichtathletinnen der Welt um die Medaillen kämpften, sprach Gretel Bergmann beim amerikanischen Generalkonsulat in Stuttgart vor und beantragte ein Visum für die USA.

Am 1. August 1936 eröffnete Hitler – an seiner Seite Olympiakommissar Theodor Lewald – die Olympischen Spiele vor 120.000 Zuschauern im Berliner Olympiastadion, während gleichzeitig in Oranienburg, vor den Toren Berlins, mit dem Bau des Konzentrationslagers Sachsenhausen begonnen wurde. Ein Lager mit Modellcharakter: Es diente auch zur Ausbildung der KZ-Mannschaften.

Die Rolle als „Alibi-Jüdin“ war 1936 Helene Mayer vorbehalten, Deutschlands bester Florettfechterin. Bereits 1925, mit 14 Jahren, wurde sie deutsche Florettmeisterin. Bis 1930 errang sie sechs nationale Meistertitel. 1928 gewann sie bei den Olympischen Spielen in Amsterdam eine Goldmedaille. 1929, 1931 und 1937 wurde sie Einzel-Weltmeisterin, 1929 und 1931 Europameisterin. Helene Mayer, die attraktive „blonde He“, so ihr Spitzname, mit ihren unverwechselbaren Zöpfen und dem weißen Stirnband, war Deutschlands erste Fechterin von Weltklasse. Im Olympiajahr 1936 bereits aus der Mitgliederliste ihres Offenbacher Fechtclubs gestrichen, war sie zugleich Deutschlands größte Goldhoffnung.

Helene Mayer wurde für das Olympiateam eingeladen, was der nationalsozialistischen Sportführung als Dokument für die korrekte Behandlung jüdischer Sportler in Deutschland diente. Der „Fall“ Mayer liegt auch insofern anders, als Helene Mayer – nach der Rassenarithmetik der Nürnberger Gesetze und in der Nazi-Terminologie gesprochen – eine „arische“ Mutter hatte und damit „Halbjüdin“ war, so dass die Nazis ihre Olympiateilnahme gerade noch goutieren konnten.



Helene Mayer (rechts) bei der Siegerehrung 1936 gemeinsam mit Ellen Preis (links) und Ilona Elek (Mitte)

Helene Mayer gewann in Berlin die Silbermedaille. Siegerin wurde Ilona Schacherer-Elek aus Ungarn, dritte wurde Ellen Preis aus Österreich. Welche Ironie (und Blamage für die Nazis): Alle drei Medaillengewinnerinnen waren jüdischer Herkunft. Bei der Siegerehrung erhob auch Helene Mayer den Arm zum „deutschen“ Gruß, eine Szene, die ihr teils übelgenommen wurde. Dazu notierte Victor Klemperer in sein Tagebuch: „Die silberne Fechtmedaille für Deutschland hat die Jüdin Helene Mayer gewonnen; ich weiß nicht, wo die größere Schamlosigkeit liegt, in ihrem Auftreten als Deutsche des Dritten Reiches oder darin, dass ihre Leistung für das Dritte Reich in Anspruch genommen wird.“

Eine besondere Rolle spielte schließlich auch der ehemalige Staatssekretär im Reichsministerium des Inneren, Dr. Theodor Lewald, Neffe der Salonière Fanny Lewald: Er war Präsident des Olympischen Komitees, Berliner Olympiakommissar und langjähriges IOC-Mitglied. Lewald war der „Macher“ der Olympischen Spiele 1936: Er holte die Spiele nach Berlin, schützte sie gegen Angriffe aus der internationalen Sportbewegung und lieferte die Argumente, um aus einer bescheidenden Sportveranstaltung gigantische Spiele zu machen. Ohne Lewald wären die Olympischen Spiele von 1936 nicht das geworden, was sie waren – das größte Fest des NS-Regimes. Die Nürnberger Gesetze hatten Lewald zum „Halbjuden“ erklärt, auch wenn er – nicht zuletzt durch Taufe und Familientradition – keinen Bezug mehr zum Judentum besaß. Er wurde von nationalsozialistischer Seite heftig angegriffen, und sein Rücktritt war bereits gemeldet. Doch Hitler konnte es sich nicht leisten, ihn vor den Olympischen Spielen aus Amt und Würden zu ja-

gen, ohne einen Boykott seitens des IOC zu gewärtigen; er wies die Presse an, Lewald nicht länger als „Halbjuden“ anzugreifen. Lewalds amerikanische Freunde hatten ihm wiederholt angeraten, zurückzutreten, um die Nationalsozialisten bloßzustellen. Doch Lewald sonnte sich im Glanz der Spiele: Diese 14 Tage mit ihrer nicht abreißen lassenen Kette von festlichen Banketten und Empfängen schmeichelten seiner Eitelkeit und entschädigten ihn für all die Selbstverleugnung, die er sich unter den Nationalsozialisten hatte auferlegen müssen. Nach den Olympischen Spielen wurde ihm von der deutschen Sportführung nahegelegt, seine Mitgliedschaft im IOC aus Altersgründen niederzulegen.

Die NS-Führung übte sich in der Kunst der Camouflage, indem sie mit Rücksicht auf die internationalen Gäste antisemitische Schilder aus dem Straßenbild entfernte. Bereits ab Ende 1935 hatten sich die Kampagnen wegen der für 1936 anstehenden olympischen Winter- und Sommerspiele in Deutschland abgeschwächt. Die Zeit um Olympia 1936 in Berlin war für die deutschen Juden nichts als eine illusorische „Schonzeit“. Mit dem Ende der Spiele 1936 zog das Regime die Zügel wieder straffer. Doch bleibt der bittere Nachgeschmack, dass zahlreiche Mitglieder des IOC willfährig und bedenkenlos mit den Machthabern in Berlin kooperierten. Sie halfen der NS-Sportführung tatkräftig dabei, die Welt für die Dauer der Spiele zu täuschen: Dass die offensichtliche und alltägliche Diskriminierung deutscher Juden während der Wettkämpfe in der Reichshauptstadt gegenüber der Weltöffentlichkeit vertuscht werden sollte, darin waren sich Nazis und IOC einig.

# Sexueller Kindesmissbrauch: Das Leid und Unrecht anerkennen

**Die Unabhängige Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs versucht Menschen zu erreichen, die in ihrer Kindheit oder Jugend sexuelle Gewalt in der Schule erfahren haben. Nachfolgend ein Interview des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung mit Frau Professorin Sabine Andresen, der Vorsitzenden der unabhängigen Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs:**

**Frau Professorin Andresen, Sie sind Vorsitzende der Unabhängigen Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs. Was ist die Aufgabe der Kommission und warum braucht es sie?**

➤ Um Kinder und Jugendliche wirksam schützen zu können, braucht es den Blick in die Vergangenheit. Wir wollen erkennen, welche Strukturen Missbrauch ermöglicht oder begünstigt haben, warum sich Kinder nicht anvertraut haben oder, wenn doch, warum ihnen nicht geholfen wurde. Und auch, wieso es möglich war, dass Taten verschwiegen oder gar vertuscht werden konnten.

Wir haben den Auftrag, sexuelle Gewalt an Kindern und Jugendlichen in allen Bereichen zu untersuchen, in denen sich Kinder aufhalten. Dazu zählen neben der Schule, dem Sport und anderen Freizeiteinrichtungen, den Kirchen und Heimen auch die Familie und das soziale Umfeld. Bisher ist die Kommission weltweit die einzige Aufarbeitungskommission, die sexuellen Kindesmissbrauch in der Familie untersucht. Das ist ein besonders wichtiger Bereich, weil sexuelle Gewalt dort sehr häufig geschieht. Und gerade in Familien sind Kinder ja ganz besonders abhängig, und sie können sehr allein mit ihren Erlebnissen, dem Schmerz und den Ängsten sein.

**Ein wichtiger Bestandteil Ihrer Arbeit ist das Gespräch mit Betroffenen von sexuellem Missbrauch. Warum ist das so wichtig?**

➤ Sexueller Kindesmissbrauch geht oft damit einher, dass Betroffenen nicht zugehört und geglaubt wird. Diese Erfahrung wiederholt sich häufig im Laufe ihres Lebens. Betroffene einzuladen, ihnen zu-

zuhören und zu glauben und ihre Berichte als Ausgangspunkt für Aufklärung und Aufarbeitung anzuerkennen, ist deshalb wichtig. Insofern sind die Anhörungen der Kommission für viele Betroffene eine sehr hilfreiche und wertvolle Erfahrung. Aber zugleich ist das Sprechen über die sexuelle Gewalt auch schmerzhaft und kann wieder als belastend erlebt werden.

Für uns war es eine wichtige Erkenntnis, von betroffenen Menschen zu hören, wie viele von ihnen bereits als Kinder den Mut gefasst und gesprochen, sich anvertraut haben. Auch diesen Mut und das damit verbundene Leid und Unrecht, wenn der Missbrauch nicht beendet, ihnen nicht geholfen wurde, zu sehen und anzuerkennen, ist ein Ziel unserer Arbeit. Dafür schaffen wir einen sicheren vertraulichen Raum, in dem Betroffene, außerhalb von Therapieräumen und Gerichtssälen, sprechen können.

Das Sprechen über die sexuelle Gewalt ist für viele Betroffene auch mit dem Ziel verbunden, einen aktiven und sehr sinnvollen Beitrag zu leisten, nämlich Kindern und Jugendlichen heute Leid zu ersparen und sie besser zu schützen. Diese Motivation ist bemerkenswert und wir haben großen Respekt davor.

**Sie starten heute einen Aufruf an Betroffene aus dem Umfeld der Schulen: Sie sollen sich bei der Unabhängigen Kommission melden, um von ihren Erfahrungen zu berichten. Warum ist das aus Ihrer Sicht nötig? Ist sexueller Missbrauch denn ein großes Problem an unseren Schulen?**

➤ In sehr vielen vertraulichen Anhörungen und schriftlichen Berichten von Betroffenen spielt die Schule eine Rolle. Alle sind zur Schule gegangen und diese ist als Alltagsort und -erfahrung einfach sehr präsent. Wie taucht Schule in den Berichten Betroffener auf? Für manche war sie ein Schutzort, wenn sie beispielsweise in der Familie sexuelle Gewalt erlitten haben. Aber Betroffene berichten auch von der Schule als Tatort, weil Pädagogen oder Peers – also Mitschüler – übergreifend waren. Wir wollen nun herausfinden, welche Bedingungen den Missbrauch an Schulen ermöglicht haben, welche Strukturen und Haltungen dazu beigetragen haben, dass



Prof. Dr. Sabine Andresen

Gewalt verschwiegen und die Aufklärung verhindert wurde. Und uns interessiert, wer Kindern auf welche Art und Weise geholfen hat.

Um dieses Wissen zu erlangen, haben wir eine Aufrufkampagne gestartet. Wir möchten Betroffene, die sexuellen Missbrauch in der Schule erlebt haben, ermutigen, sich bei uns zu melden und von ihren Erfahrungen zu berichten. Aber wir möchten auch Zeitzeuginnen und Zeitzeugen wie beispielsweise Lehrerinnen und Lehrer mit dem Aufruf ansprechen.

**Haben Sie zuvor bereits andere Schwerpunkte gesetzt?**

➤ Wir haben 2016 unsere Arbeit mit dem Bereich Familie begonnen. Bereits nach unserem ersten öffentlichen Hearing meldeten sich rund 800 Menschen, die sexuellen Kindesmissbrauch in der Familie erlebt hatten und uns davon berichten wollten. Zu den Bereichen, die wir außerdem untersucht haben, gehören die evangelische und die katholische Kirche, der Sport, sexueller Kindesmissbrauch in pädophilen Strukturen sowie in organisierten und rituellen Gewaltstrukturen. Auch den Kontext DDR haben wir bearbeitet.

**Hat sich in den vergangenen Jahren auch etwas verbessert?**

➤ Ich glaube, inzwischen erkennen immer mehr Menschen an, dass sexuelle Gewalt ein Verbrechen ist und nicht bagatellisiert werden darf. In der Zivilgesellschaft gibt

es inzwischen eine größere Bereitschaft, betroffenen Menschen zuzuhören und ihnen zu glauben. Ein großer Gewinn, gerade auch für den Schutz von Kindern und Jugendlichen, ist es, dass immer mehr betroffene Menschen die Kraft und den Mut aufbringen, über das in ihrer Kindheit und Jugend erlebte Unrecht zu sprechen. Ich würde das sehr hoch gewichten und ich hoffe, dass wir dadurch alle lernen, über sexuelle Gewalt zu sprechen und sie nicht immer wieder auszublenden.

Es gibt in vielen pädagogischen und sozialen Bereichen die Bereitschaft für Präventionsansätze und auch die Erkenntnis, dass Vernetzung mit Fachleuten von außen hilfreich ist. Deutlich schwerer fällt es dagegen, in die Vergangenheit des eigenen Verbandes oder der eigenen Schule zu blicken und sich für Aufarbeitung zurückliegender Fälle verantwortlich zu zeigen. Man darf sich nicht entmutigen lassen und nun auf halber Strecke quasi stehenbleiben. Es gibt zahlreiche Schritte in die richtige Richtung, gerade auch wenn wir auf die Forschung blicken, beispielsweise zu sexualisierter Gewalt in organisierten und rituellen Strukturen. Als ein Ergebnis der letzten Jahre kann man sicherlich

auch die große öffentliche Debatte um die Aufarbeitung der Kirchen verstehen und die Erwartungshaltung vieler Bürgerinnen und Bürger, dass Geistliche in der katholischen und evangelischen Kirche Verantwortung übernehmen.

Für erwachsene Betroffene fehlt es bislang leider oft an passgenauer Unterstützung. Viele sind mit den Folgen des sexuellen Kindesmissbrauchs zum Teil weit ins Erwachsenenalter hinein konfrontiert. Sie müssen schneller und unbürokratisch die richtigen Hilfen bekommen können. Betroffene von sexuellem Kindesmissbrauch zu sein, erleben viele noch als Stigma – und das liegt an uns als Gesellschaft.

**Wie kann man Missbrauch im eigenen Umfeld erkennen und was kann jeder Einzelne tun, um Betroffenen zu helfen?**

➤ Für Kinder ist es häufig sehr schwer, über die Gewalterfahrungen zu sprechen. Entweder weil sie sich unsicher fühlen und das Geschehene nicht einordnen

können. Oder weil sie eine tiefe Scham empfinden, über etwas so Intimes zu sprechen. Sie können sich auch mitschuldig fühlen, weil der Täter ihnen das eingeredet hat und sie dazu zwingt, darüber zu schweigen.

Zunächst ist es wichtig, Verhaltensänderungen bei einem Kind ernst zu nehmen und nachzufragen oder bereit zu sein, ihm zuzuhören, wenn es sich von selbst anvertraut. Es ist wichtig, dem Kind das Gefühl zu geben, dass es richtig war, darüber zu sprechen und dass man ihm helfen wird. Man muss das Problem aber nicht selbst lösen können. Man sollte jedoch wissen, wo man professionelle Hilfe bekommt, zum Beispiel bei einer spezialisierten Beratungsstelle. Auch beim Hilfetelefon ‚Sexueller Missbrauch‘ oder beim Hilfeportal ‚Sexueller Missbrauch‘ erhält man die nötigen Informationen. Auch wenn man sich einfach nur unsicher fühlt, ein komisches Gefühl hat, kann das die richtige Anlaufstelle sein.

[www.bundesregierung.de/breg-de/suche/aufarbeitung-kindesmmissbrauch-1897702](http://www.bundesregierung.de/breg-de/suche/aufarbeitung-kindesmmissbrauch-1897702)

© 2021 Presse- und Informationsamt der Bundesregierung

Dorotheenstraße 84, 10117 Berlin, Telefon: 030 18 272-0

[internetpost@bundesregierung.de](mailto:internetpost@bundesregierung.de)

Infotelefon Aufarbeitung: 0800-4030040

[www.aufarbeitungskommission.de/themen-erkenntnisse/schule/auf-ruf-schule](http://www.aufarbeitungskommission.de/themen-erkenntnisse/schule/auf-ruf-schule)

[www.tagesschau.de/multimedia/video/video-838359.html](http://www.tagesschau.de/multimedia/video/video-838359.html)



Foto: istock/photogram

# Geburtstagspost an eine alte Dame

## 70 Jahre Woche der Brüderlichkeit

Eva Schulz-Jander / Christoph Münz

Gerda E.H. Koch / Bettina Kratz-Ritter / Ilona Klemens / Rien van der Vegt (Redaktionsteam)

**Im Jahr 2022 wird die „Woche der Brüderlichkeit“ 70 Jahre alt. In einem fiktiven Briefwechsel spiegelt sich die Debatte um die Kritik und mögliche Veränderung des Namens wider. Im Blick auf unser Jahresthema wird auch hier die Frage nach Inklusion aufgeworfen.**

**Liebe Tante WdB,  
zu Deinem 70. Geburtstag gratulieren  
wir Dir von ganzem Herzen. Massel Tov!  
Ein würdiges Alter – und wir freuen uns,  
wie froh und munter Du noch immer bist.**

Umso mehr beunruhigt uns das jüngst aufgekommene Gerücht, dass man Dich jetzt Deines guten Namens berauben will. Stell Dir vor, irgendwelche klugen Köpfe meinen doch tatsächlich, dass Du, liebe Tante, in Wirklichkeit viel zu männlich und nicht weiblich genug wärest, obwohl doch allein schon Dein Vorname – „die Woche“ – als auch Dein Nachname – „die Brüderlichkeit“ – durch und durch weiblichen Geschlechts waren und sind. Na ja, vielleicht bist Du ja beides – weiblich und männlich zugleich. Auf jeden Fall bist Du unverkennbar Du – und bleibst es auch hoffentlich!

Ein Glück, dass Deine Mutter seligen Andenkens, die National Brotherhood Week, eine solche Diskussion nicht mehr erleben muss! Geboren wurde sie einst 1934 in den USA mitten im heißen Wahlkampf eines katholischen Präsidentschaftskandidaten. Bis an ihre Wiege dröhnten damals anti-katholische und antisemitische Klänge, so dass sie, wie Athena aus der Schaumkrone, direkt aus ihrer Wiege auf die politische Bühne trat und die toleranten, aufgeklärten Menschen ihres Landes mahnte, ihre Stimme gegen einen solchen Unsinn zu erheben und zu protestieren. Erfolgreich war sie, Deine Mutter, so dass fortan das ganze Land jährlich eine Woche lang ihr die Bühne bereitstellte, um immer wieder Intoleranz, Fremdenhass, Rassenwahn oder Antisemitismus anzuklagen und mit Geistes- und Herzensbildung zu bekämpfen. Und jung war sie, Deine Mutter, gerade mal 18 Jahre, als sie das vom Krieg moralisch zerstörte und verstörte Deutschland sah, dorthin immigrierte und Dich, unsere Tante, die Woche der Brüderlichkeit, den Deutschen schenkte. Ihr Zeitpunkt war

gut gewählt, es geschah zur gleichen Zeit als Deutschlands erster Kanzler, Konrad Adenauer, mit der Jewish Claims Conference das Luxemburger Abkommen verhandelte („Wiedergutmachung“). So wurdest Du gewissermaßen das innenpolitische Pendant zur außenpolitischen Reputation eines sich im Aufbau befindlichen Landes. Ja wir, Deine Nichten und Neffen, können heute sogar sagen: Du hast mitgeholfen, das geistige und ethische Fundament einer sich noch suchende Nation mit zu prägen.

Trotz aller Erfolge, liebe Tante, bist Du immer bescheiden geblieben, denn es ging Dir ja nie um Dich selbst: Männlich, weiblich, links, rechts, progressiv, konservativ ... das war Dir stets einerlei. Immer hast Du Deine Nichten und Neffen, die jährlich auch in Deutschland Deine Geburtstagswoche vorbereiteten, gebeten, ein Motto, ein Dir wichtiges Thema auszuwählen, um das sich alles drehen und das im Mittelpunkt einer gemeinsamen Feier stehen sollte. Du wolltest den Geist der jungen und älter werdenden Republik öffnen und weiten, den Blick schärfen für die gemeinsamen Wurzeln von Juden und Christen, zum Kampf ermutigen gegen die immer noch und immer wieder grassierende Judenfeindschaft, um sie aus den Köpfen und Herzen der Menschen zu vertreiben. Du hast es sichtbar gemacht, das reiche jüdische Erbe eines Landes, das dieses mit aller Macht zerstören wollte. Religiöse Toleranz und gegenseitiges Verständnis, wie es Deine immer größer werdende Familie den anderen vorlebte, sollte doch Modellcharakter für das gesellschaftliche Miteinander aller Menschen haben. In fast jeder deutschen Stadt leben heute Mitglieder Deiner Familie; und da nicht alle zu Deiner großen jährlichen Geburtstagsfeier kommen können, feiern sie Dich in ihren Städten, so dass es, liebe Tante, inzwischen landauf, landab hunderte von

Feiern in Deinem guten Namen gibt. Aber kaum zu glauben, wie lang und kompliziert die Vorbereitung für Deine große Party jedes Jahr ausfällt! Im Januar des Vorjahres bereits treffen sich die Nichten und Neffen und planen die Party für den März des nächsten Jahres: Wie soll das Motto der Feier lauten, wer wird als Ehrengast für die Medaille auserkoren? Namen werden in den Raum gerufen, gesammelt und aufgeschrieben, debattiert und wieder ausradiert, abgestimmt und neu gewählt – bis endlich weißer Rauch aufsteigt! Und kaum anders geht es beim Motto zu: Was ist das richtige Thema, wie lautet die trefflichste Formulierung? Ein ganzes Wochenende lang wird heftig diskutiert und gestritten, gar so weit, dass manch einer drohte, den Familienclan zu verlassen – um sich am Ende doch immer wieder um Deinetwillen zu einigen, die lieben Nichten und Neffen.

Und dann endlich ist es so weit: Alljährlich strömen illustre Gäste zu Deiner großen Feier, in deren Mittelpunkt stets ein Ehrengast steht, den Du mit der ehrenwerten Buber-Rosenzweig-Medaille beschenkst. Das waren Frauen und Männer gleichermaßen, Personen, die in Politik und Theologie von hohem Rang und nationaler Bedeutung sind, die sich in Wissenschaft, Literatur und Kunst dem Miteinander der Religionen und Völker verschrieben haben. Und ja, sogar ganze Organisationen hast Du mitunter bedacht. Über manche Ehrengäste gibt es kleine Anekdoten, von denen die jüngeren Nichten und Neffen nichts wissen können. Im dichten Schneegestöber und mit gemieteter Limousine etwa haben wir beide einen international bekannten Architekten am Flughafen abgeholt und trauten unseren Augen nicht, als er in Cowboystiefeln und mit Westernhut auf uns zukam. Erinnerst Du Dich noch, als ich, Deine Nichte, vor einem großen Musiker ungewollt auf die Knie fiel, für Aufregung

sorgte und mir ein Bein brach? Und – unbedingt noch zu erwähnen: der einzigen Muslim, dem Du je die Medaille anvertraut hast! Was gab es im Vorbereitungskomitee für heiße Diskussionen! Die Nichten und Neffen stritten sich geschlagene zwei Tage lang, ob der Dritte im Bunde Deiner monotheistischen Familie würdig sei, Dein Ehrengast zu sein. Bis der Rabbi mit der Faust auf den Tisch schlug und rief: „Jetzt traut Euch doch, neue Wege zu gehen.“ Und wir folgten alle seinem immer so weisen Rat.

Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, dass jede Geburtstagsfeier mit einem geistlichen Segen gemäß Deiner Herkunft beginnt. Wer feiert, soll gesegnet werden, und das stets gleich dreifach: von einem Rabbiner, warum eigentlich nicht auch von einer Rabbinerin? Von einem Priester – wo bleiben die Priesterinnen? Und einem Pastor sowie immerhin auch hier und da schon einer Pastorin. Sicher wäre es in Deinem Sinne, liebe Tante, an dieser Stelle wie auch bei Deinen Ehrengästen öfter auf eine Schwester zu treffen statt an Deinem guten Namen zu werkeln.

70 Jahre lang hast Du nun auf derart beeindruckende Weise und begleitet von viel medialer Aufmerksamkeit alljährlich Deine Botschaft in die Welt getragen: Abel steh auf, damit es anders anfängt zwischen uns allen! Damit Christen und Juden, damit Menschen aller Hautfarben und jeden Glaubens sich nicht die Köpfe einschlagen, sondern einander die Herzen zuwenden!

Und nun? Werden die Menschen müde, ihre Kraft dieser Botschaft zu widmen? Reiben sie sich deswegen an Deinem Namen, was so viel bequemer ist als sich mit ganzer Energie für Deine Botschaft einzusetzen? Und wenn ihnen bei Deiner Feier und unter Deinen Ehrengästen, die alljährlich Dir zu Ehren zusammenkommen, zu viele Brüder sind, warum laden sie nicht mehr Schwestern ein? Warum erklären sie nicht öfter eine Frau zum Ehrengast? Warum lassen sie sich nicht neue Weisen und Wege des Feierns einfallen, die auch den weiblichen Gästen gebührenden Raum und Ehre einräumt? Stattdessen meinen sie, mit einem neuen Namen für Dich wäre alles anders, kleinen Kindern gleich, die noch glauben, es genüge laut „Akarakadabra“ zu rufen, um die Welt zu

verändern. Diese Zeiten sind schon merkwürdig, wo man mehr Wert auf „korrekte“ Namen als auf überzeugendes Handeln legt. Als ob Dein Kleid wichtiger sei als das Herz, das in ihm schlägt ...

Uns aber, liebe Tante WdB, uns bleibt trotz allem einzig der Wunsch, Du mögest weiter so lebendig bleiben wie bisher, alle Klassen, Kulturen und Religionen übergreifend weiter wirken hinein in die Gesellschaft. Sie braucht Dich, mehr denn je – so wie Du warst und bist und bleiben mögest: die Woche der Brüderlichkeit! Ein langes Leben möge Dir beschert sein: „bis 120“.

### **Deine Nichte Eva und Dein Neffe Christoph**

**Liebe Eva, lieber Christoph,  
ach, wie nett, von Euch zu hören –  
und dass Ihr Eure alte Tante  
noch nicht vergessen habt!  
70 Jahre – ein biblisches Alter –  
wer hätte das gedacht!**

Ich schätze es sehr, dass Ihr Euch so viele Gedanken macht um meinen guten Namen. Es wird Euch vielleicht wundern, aber ich bin nicht ganz mit Euren Überlegungen einverstanden. Natürlich ist mir der Name auch wichtig, aber wenn er nicht mehr richtig oder sogar falsch verstanden wird, was hilft es uns dann, einfach zu behaupten, dass er doch lange so schön gewesen ist? Ich habe mir den Namen damals nicht ausgesucht, mich aber dann doch daran gewöhnt, auch wenn ich schon längere Zeit nicht mehr glücklich damit bin. Ein Doppelname etwa war damals noch nicht zulässig, aber seit vielen Jahren sind die Möglichkeiten doch andere geworden. Persönlich hatte ich oft meine Schwierigkeiten, stets nur „mitgemeint“ zu sein, denn ich war und bin viel mehr als „Mrs. Brüderlichkeit“. Es hat mir auch wenig geholfen, dass man einen Tag für „die Frau“ etabliert hatte – für mich?

Vor ein paar Jahren fragte ich eine Pastorin um einen Beitrag, und sie meinte damals schon, das ginge nicht mit dem Namen. Um ihrer Töchter willen. War das übertrieben? Ich denke, wenn gutwillige Menschen mit solchen Argumenten nicht mitmachen wollen, haben wir ein grundsätzliches Problem.

Als ich kürzlich im Osten Deutschlands war, wurde mir bewusst, dass der Begriff „Brüderlichkeit“ mindestens bis 1989 ganz andere Gefühle ausgelöst hat als er in der Französischen Revolution gemeint war. Dass Brüderlichkeit so ganz anders besetzt war durch den „großen Bruder im Osten“, hat mich sehr nachdenklich gemacht.

Es geht nicht um Abrakadabra oder schwarze Magie. Den Namen zu ändern wird nicht gleich alles lösen, aber er ist inzwischen Teil und Inhalt des Problems geworden. Es müssen tatsächlich mehr Frauen eingeladen werden, mehr Preisträgerinnen und mehr Laudatorinnen. Wenn wir jetzt nichts ändern, wird meine Not immer größer und ich fühle mich hoffnungslos (ver)alt(et) und missverstanden, auch wenn ich es nicht wirklich bin. Die schönsten Namen können mal veralten. Ihr sprecht von meiner lieben Mutter, von der wir leider nicht genau wissen, was aus ihr geworden ist. Ob sie noch lebt? Ich habe leider den Kontakt zu ihr verloren. Jedenfalls hatten die Amerikaner irgendwann genug von der Brotherhood.

Nein, mein Name soll nicht als ‚Anpassung an den Zeitgeist‘ geändert werden. Es sind oft gerade die, die sich einsetzen, die schon lange spüren, dass die Zeit sich ändert und dass es zu unserem Auftrag gehört, uns ebenfalls zu ändern, damit Kern, Herz, Sache erhalten und verstanden bleiben. Ihr meint, das „Kleid“ spiele dabei keine große Rolle. Aber Sprache prägt uns, formt unser Denken und unsere Haltung – und dazu gehört auch der Name.

Es ist also eine wichtige Frage, und wir brauchen alle klugen Köpfe und liebevollen Herzen in unserer Organisation, damit wir einen wirklich guten Namen für mich finden. Deswegen ist es schade, wenn gute Leute nicht mitmachen wollen und ihr berechtigtes Anliegen als Kinderkram abgetan wird.

Mein Geburtstagswunsch: Ein Name, mit dem ich glücklich und verstanden werde, von Euch, liebe Nichte, lieber Neffe, von meinen Kindern, Enkel\*innen und hoffentlich auch Urenkelkindern – und dann vielleicht bis 120!

**Eure alte Tante WdB**



## „Fair Play: Jeder Mensch zählt“

Wie wird dieses Motto an der NRW-Sportschule und DFB-Eliteschule Gesamtschule Berger Feld in Gelsenkirchen gelebt?

Sophia Sada, Schülersprecherin

**Als Manuel Neuer während der EM im Juni 2021 nicht mit einer herkömmlichen Kapitänsbinde aufrief, sondern mit den Pride-Farben am Arm, hat auch mich das ungemein stolz gemacht. Denn obwohl dem Weltmeister von 2014, Schüler unserer Schule (2000–2005), aufgrund seiner Aktion eine Untersuchung der UEFA drohte, war ihm das deutliche Zeichen für Vielfalt und Toleranz offenbar wichtiger als die harmonische Stimmung im europäischen Dachverband des Fußballs.**

Mit ihm im Kader der Nationalmannschaft stand Leroy Sané, Schüler der Gesamtschule Berger Feld (2011–2014), dessen Vater Souleymane „Samy“ Sané als einer der ersten Afrikaner in der Bundesliga spielte. In den 80er- und 90er-Jahren war Samy als Fußballer afrikanischer Herkunft in den Stadien der Republik unsäglichen rassistischen Ressentiments ausgesetzt.

Er war auch einer der Ersten, die sich öffentlich energisch gegen Ausländerfeindlichkeit und Rassismus im Profifußball zur Wehr setzten.

Die Biografien von Manuel Neuer und von Leroy Sané sind eng mit der Gesamtschule Berger Feld verbunden. Beide durchliefen als Schüler das Fußballprojekt unserer DFB-Eliteschule, bevor sie Weltstars wurden. Da passt es ins Bild, dass die Gesamtschule Berger Feld ein Lernort ist, an dem Begriffe wie „Toleranz“, „Integration“ und „Internationalität“ gelebte Wirklichkeit sind.

Täglich gehen Schüler\*innen aus 50 verschiedenen Nationen bei uns ein und aus. In internationalen Förderklassen haben Schüler\*innen aus der ganzen Welt die Möglichkeit, Sprachbarrieren zu überwinden. Auf diesem Weg werden sie Teil un-

serer Schulgemeinde, in der alle erfahren, wie wichtig Zusammenhalt und gegenseitige Unterstützung sind, egal wo jemand herkommt. Diese Erfahrungen machen wir auch im Rahmen der vielen Begegnungen, die unsere Schule mit Partnerschulen in zahlreichen Ländern organisiert. Sich zu treffen und kennenzulernen ist die beste Art, Vorurteilen und Diskriminierungen zu begegnen.

Aber auch abgesehen von der Herkunft könnte unsere Schulgemeinschaft kaum vielfältiger sein, denn ich teile meine Schulbank täglich mit Schüler\*innen mit ganz unterschiedlichen Handicaps; viele werden mit sonderpädagogischem Unterstützungsbedarf an der Berger Feld unterrichtet. Das gemeinsame Lernen wird dabei sowohl in der Sekundarstufe I als auch in der Oberstufe praktiziert, in der zurzeit ein Schüler mit Autismus-Spektrums-

Störung das Abitur macht. Dieses integrative Konzept kann nur funktionieren, wenn alle am Schulleben Beteiligten aktiv mitmachen, denn Integration ist das wichtigste Mittel, um Diskriminierung zu verhindern. Ich möchte gar nicht behaupten, dass es an unserer Schule keinerlei Diskriminierung gibt. Dies wäre an einer Schule mit weit über 1.400 Schüler\*innen schlichtweg unmöglich. Doch wir arbeiten jeden Tag daran, dass Toleranz, Akzeptanz und Respekt einen immer größeren Stellenwert einnehmen. Wir, als eine Schule voller Vielfalt, legen besonderen Wert auf das Einhalten solcher Maßstäbe, aber auch Freundlichkeit, Hilfsbereitschaft und gegenseitiges Verständnis sind uns wichtig. Im Zuge dessen planen wir derzeit, ein Teil des Projektes „Schule ohne Rassismus“ zu werden, bei dem es darum geht, uns insbesondere zu drei konkreten Verhaltensweisen aktiv zu bekennen:

- 1. Ich setze mich dafür ein, dass meine Schule nachhaltige Projekte, Aktionen und Veranstaltungen durchführt, um Diskriminierungen, insbesondere Rassismus, zu überwinden.**
- 2. Wenn an meiner Schule Gewalt, diskriminierende Äußerungen oder Handlungen ausgeübt werden, dann wende ich mich dagegen, spreche sie an und unterstütze eine offene Auseinandersetzung, damit wir gemeinsam Wege finden, einander respektvoll zu begegnen.**
- 3. Ich bin aktiv, damit meine Schule jedes Jahr Projekte gegen alle Formen von Diskriminierung, insbesondere Rassismus, durchführt.**

Viele Projekte wurden in der jüngeren Vergangenheit bereits umgesetzt. Daran waren auch unsere Leistungssportler\*innen maßgeblich beteiligt, wie die Beispiele zweier ehemaliger Schüler der GEBF zeigen, die zugleich Jugendspieler des FC Schalke 04 waren: Im Rahmen des Projekts „Stolpersteine“, das unsere ehemaligen Leistungssportler\*innen inhaltlich und finanziell unterstützen, hielt Johan Scherr anlässlich der Verlegung eines neuen Stolpersteins in Gelsenkirchen folgende Rede: „Die Zeit an der Gesamtschule Berger Feld und beim FC Schalke 04 hat uns viel gegeben. Es wurden uns Werte vermittelt – wir haben gelernt, Verantwortung zu übernehmen. Wir wollen heute ein Stück weit zeigen, dass wir verstanden haben und darüber hinaus einen Teil zurückgeben. Die Verfolgung der Juden in Deutschland ist das dunkelste Kapitel in unserer Geschichte. Wir dürfen niemals vergessen. Lasst uns gemeinsam stolpern und all derer gedenken, die den ungeheuren Gräueltaten des NS-Regimes ausgesetzt waren.“ Jonas Clein berichtete im Plenarsaal des Deutschen Bundestages anlässlich des Volkstrauertages von seinen Erfahrungen, welche er gemeinsam mit anderen Schülern unserer Schule in einem internationalen Workcamp zum Ersten Weltkrieg in Belgien und Frankreich gesammelt hatte: „Zu Beginn fragte ich mich: Warum sollte ich heute Unbekannter gedenken, die seit 100 Jahren tot sind? Meine Gedanken kreisten eher um mein nächstes Spiel, die nächste Klausur oder das nächste Date. Das änderte sich, als es um den Weih-



*Sophia Sada, Schülersprecherin an der NRW-Sport-schule und DFB-Eliteschule Gesamtschule Berger Feld in Gelsenkirchen*

nachtsfrieden 1914 ging. [...] Dieser Mut, aufeinander zuzugehen, ist das, was ich aus diesem Projekt mitnehme und versuchen werde, in meinem eigenen Leben umzusetzen. Anders werden wir den Berg aus Hass, vor dem viele Menschen in Teilen der Welt stehen, nie überwinden können.“ An der Gesamtschule Berger Feld sind wir eine Wertegemeinschaft. Als Schüler\*innenvertreterin freue ich mich darüber, dass diese Werte und Maßstäbe von ALLEN Mitgliedern unserer Schulgemeinde nahezu täglich auf unterschiedlichste Weise zum Ausdruck gebracht werden.



FOTO: Deutscher Bundestag/Achim Melde

# Fair Play – Menschen mit Behinderungen in Israel

**Silvi Behm**

**Seit über 15 Jahren begleite ich nun junge Erwachsene im Alter von 18–26 Jahren aus Deutschland, die den Wunsch haben, nach Israel zu kommen. Dabei treiben sie verschiedene Gründe an: ideologische, religiöse, aber die meisten kommen aus Abenteuerlust und wegen der besonderen Auslandserfahrung.**

Ich arbeite mit drei Organisationen in Deutschland zusammen: ZWST (Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland), DIV (Deutsch-Israelischer Verein) und DRK (Deutsches Rotes Kreuz). Als Leiterin der deutschen Abteilung des Beit Rutenberg-Instituts leite ich verschiedene Projekte mit Deutschland: Austauschprogramme mit Universitäten, Gymnasien, Jugendämtern und Vereinen. Das Programm des Freiwilligendienstes, das jungen Menschen aus Deutschland ermöglicht, nach Israel zu kommen, liegt mir besonders am Herzen, denn es fördert die tiefe Verbindung zwischen den Völkern. Das Projekt wird vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend unterstützt, in Kooperation mit dem israelischen Wohlfahrtsministerium. Die Volontäre werden in verschiedenen Behinderteneinrichtungen eingesetzt, beispielsweise bei Alut, deren Hostels überall in Israel auf autistische Menschen spezialisiert sind oder auch in andere Einrichtungen für behinderte Menschen mit speziellen Bedürfnissen. Es gibt auch die Möglichkeit, in Rehabilitationskliniken oder Altenheimen eingesetzt zu werden. Ich begleite die Freiwilligen von dem Moment, in dem sie in Israel landen, bis zu dem Zeitpunkt, an dem sie es wieder verlassen; die meisten bleiben ein Jahr. Meine Begleitung umfasst den pädagogischen Bereich, aber auch das Organisatorische und Emotionale. Direkt nach der Ankunft bekommen die Freiwilligen ein fünftägiges Einführungsseminar bei uns im Rutenberg-Institut, um mehr über Israel und die zukünftige Arbeit zu erfahren, um sich untereinander besser kennenzulernen und Kontakte zu knüpfen. Danach werden die Volontäre von den verschiedenen Einrichtungen direkt abgeholt. Dann beginnt ihre neue Lebensphase, die ihnen viel Verantwortung, Selbstständigkeit und soziale Kompetenz abverlangt.

Während ihres Aufenthalts in Israel besuche ich die jungen Menschen in den Einrichtungen, um nach ihnen zu schauen, und bin für sie immer telefonisch zu erreichen. Die Volontäre nehmen an weiteren Seminaren teil, z.B. über religiöse und kulturelle Minderheiten in Israel, jüdische und arabische Kunst und Kultur, Shoa-Antisemitismus, 1. und 2. Generation.

Durch diese Arbeit werde ich zur Zeugin, wie sich die jungen Erwachsenen innerhalb eines Jahres entwickeln und an den Herausforderungen wachsen. Ihre Entwicklung zwischen Orientierungs- und Abschlusssseminar ist beeindruckend: Selbstbewusstsein, Offenheit und soziale Interaktion wachsen durch ihre Arbeit, durch die Reisen innerhalb Israels, durch den Kontakt zu Einheimischen wie zu anderen Volontären.

In den Einrichtungen werden die Volontäre sehr geschätzt: Sie sind eine große Hilfe und Unterstützung für uns. Ohne sie sähe die Arbeit in den Einrichtungen ganz anders aus. Wir sind sehr dankbar, dass diese jungen Menschen bereit sind, ein Jahr zu widmen, um eine großartige wohltätige Arbeit in Israel zu leisten. Kol hakavod! (Alle Achtung!)

*Silvi Behm*



**Pia Döpfer**

**Vor anderthalb Jahren habe ich mich dafür entschieden, ein Jahr Freiwilligendienst in der Arbeit mit Menschen mit Behinderungen in Israel zu leisten.**

Meine Motivation lag vor allem im Wunsch, das jüdische Leben, die jüdische Kultur, das Heilige Land und Jerusalem kennenzulernen. Gerade sitze ich im Bus nach Tel Aviv zu meinem vorletzten Ausflug, bevor dann auch schon der Heimflug zurück nach Deutschland ansteht. Ich darf zurückblicken auf ein sehr facettenreiches, tiefes und auch herausforderndes Jahr. Ich bin übrigens Pia, 24 Jahre alt, Christin, und komme aus einem kleinen Dorf im Kölner Umland. Vor meinem Dienst hier habe ich in Bonn Mathematik studiert.

Das vergangene Jahr habe ich in Nahariya verbracht, die Stadt liegt direkt am Mittelmeer. Vom Strand aus kann ich im Süden bis nach Haifa blicken, im Norden in den Libanon. Die Stadt wurde 1934 von deutschen Juden gegründet, in manchen Ecken dieser fast ausschließlich jüdischen Stadt kann man noch deutsche Wörter lesen. Am Anfang war das sehr ungewohnt und vielleicht manchmal ein wenig überfordernd für mich. Man kann ja den Stoff der Seminare und schlauer Bücher aufnehmen, richtig ankommen lernt man

MIT NIEDERLAGEN MUSST  
DU KLARKOMMEN.

MIT HETZE NICHT.

FÜR DAS, WAS UNS VERBINDET

ANTISEMITISMUS, HASS UND HETZE GEHEN UNS AUF DEN SENKEL

ZUSAMMEN

aber erst mit der Zeit, die man in dieser Gesellschaft wirklich lebt. Mein Freiwilligendienst wurde organisiert und begleitet durch die Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland e.V. sowie dem Rutenberg-Institut in Haifa. Orly, Erik und Silvi ermöglichten uns neben persönlicher Unterstützung spannende Seminare über Israel, Jerusalem, die Minderheiten im Land und verschiedene Lebensmodelle. Wir trafen Journalisten, Wissenschaftler, Künstler, Religiöse und besuchten Orte wie die Altstadt in Jerusalem, das Tscherkessendorf in Kfar oder die Künstlerkolonie in Ein Hod. Die sehr pluralistischen und offenen Seminare ließen uns einiges der Komplexität dieses Landes und des Nahen Ostens erahnen. Es gab keine vorgefertigten Antworten, sondern viele Impulse zum Nachdenken.

Pia Döpfer



Ganz konkret sieht mein Alltag hier in der Einsatzstelle Kivunim so aus, dass ich junge Erwachsene mit Behinderung dabei begleite, selbstständig zu werden. Kivunim bietet ein zweijähriges Trainingsprogramm für Behinderte, in der sie diese befähigen möchte, Verantwortung für ihr Leben zu übernehmen und dieses unabhängig zu führen. Morgens helfe ich Lora dabei, aufzustehen und sich anzuziehen. Dann leisten die Teilnehmer ihren National Service ab und ich habe ein wenig frei. Nachmittags gehe ich in das Appartement meiner Behinderten und unterstütze sie dabei, den normalen Alltag zu bewältigen: den Wocheneinkauf zu bestellen, zu kochen, Wäsche zu waschen, aber auch einfach auszugehen wie andere junge Erwachsene auch. So haben wir zum Beispiel einen Filmabend gemacht, sind abends ins Strandcafé gegangen oder haben einen Ausflug ins Fußballstadion unternommen. Dabei ist meine Aufgabe vor allem, da zu sein, Fragen zu stellen und zu helfen, Dinge alleine zu bewältigen. Um uns herum gibt es ein großes Team an Sozialarbeitern, Therapeuten und Psychologen, die uns professionell zur Seite stehen. Ein besonderes Geschenk ist für mich bei dieser Arbeit die „Kostenlosigkeit“. Damit meine ich die Freude, Liebe und Ehrlichkeit der Behinderten, die sie mir jeden Tag schenken, ohne dass sie dafür im Gegenzug irgendetwas von mir erwarten. Lora, um die ich mich kümmere, ist meine große Lehrerin in Geduld und Nächstenliebe. Ich habe noch nie eine Person mit einem so großen und reinen Herzen kennengelernt. So durfte ich hier vieles hautnah kennenlernen, z. B. die Gastfreundschaft und Herzlichkeit. Es war vollkommen selbstverständlich für Iris von der Einsatzstelle,

uns regelmäßig zum Schabbat-Essen einzuladen und ihrer Familie vorzustellen. An diesen Abenden haben wir uns herausgeputzt, um dann gegen sechs Uhr, kurz vor Sonnenuntergang, bei Iris zu sein. Zu Beginn des Abends sprach Yossi, ihr Ehemann, den Kiddusch, segnete Brot und Wein. Die Abende dort waren für mich immer ein wenig wie Weihnachten: die ganze Familie kommt zusammen, es gibt ein großes Essen und wir genießen die Zeit, die wir zusammen verbringen. Egal, ob wir jüdisch, christlich oder nicht religiös sind, wir sind alle eingeladen, diesen Abend gemeinsam zu verbringen. Wir bedeutet: Ich und meine vier lieben Mitbewohner Clara, Ferdi, Markus und Ilan. Wir kommen alle aus unterschiedlichen Regionen und Religionen und haben dadurch spannende Diskussionen über unser Aufwachsen in Deutschland führen können.

Ich möchte nicht auf das schauen, was mich vom Anderen trennt, sondern auf das, was wir gemeinsam haben. Vielleicht ist das gerade die Erfahrung, die ich in dem Jahr machen durfte: Hier habe ich viele Israelis getroffen, die ganz anders sozialisiert sind als ich, und doch sind wir einander ähnlich. Ich habe Freundschaften geschlossen und Persönlichkeiten kennengelernt, die mich hier unterstützt und ermutigt haben. Ganz nebenbei erkundete ich ein so vielfältiges Land: Wüste, Golanhöhen, Jerusalem, Westbank, Tel Aviv, Nazareth, Haifa, See Genezareth. Und ich erlebte Zeiten wie die Corona-Epidemie, die Eskalation mit der Hamas, die Wahlen mit Regierungsbildung sowie all die verschiedenen jüdischen, christlichen und muslimischen Feste im Verlauf des Jahres. Oft war es wunderbar bunt und laut.

# Fair Play im Grundgesetz

Dirk Frenking

**„Fair Play“ ist das Gebot an alle Menschen, gerecht miteinander umzugehen. Gerechtigkeit wiederum setzt voraus, die Gleichheit aller Menschen im Sinne einer Gleichberechtigung oder auch Gleichheit vor dem Gesetz zu respektieren. Das heißt, dass einzelne Menschen oder Minderheiten nicht aufgrund ihres Geschlechts, ihrer sexuellen Orientierung, ihrer Herkunft, Religion oder sonstigen Weltanschauung diskriminiert werden dürfen. Diesen fundamentalen Grundsatz fasst das am 24. Mai 1949 in Kraft getretene Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland in Art. 1 Abs. 1 in dem Satz zusammen: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“**

**(1) Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.**

**(2) Das Deutsche Volk bekennt sich darum zu unverletzlichen und unveräußerlichen Menschenrechten als Grundlage jeder menschlichen Gemeinschaft, des Friedens und der Gerechtigkeit in der Welt.**

**(3) Die nachfolgenden Grundrechte binden Gesetzgebung, vollziehende Gewalt und Rechtsprechung als unmittelbar geltendes Recht.**

Dass der Menschenwürde Verfassungsrang zukommt, hat in Deutschland keine Tradition. Die Verfassung des deutschen Reiches vom 28. März 1849, auch Paulskirchen-Verfassung genannt, enthielt zwar in Abschnitt VI § 130 eine Gewährleistung von Grundrechten und in den folgenden Artikeln einen umfassenden Grundrechtskatalog. Über die Abschaffung der Todesstrafe sowie der „Strafen des Prangers, der Brandmarkung und der körperlichen Züchtigung“ in Art. III § 139 hinaus, wurde der Menschenwürde jedoch keine besondere Bedeutung beigemessen. In der Verfassung des Deutschen Kaiserreichs vom 16. April 1871 gab es keine ausdrückliche Gewährleistung von Grundrechten der Bürger wie noch in der Paulskirchenverfassung vorgesehen. Nach dem Ende des Kaiserreichs wurden die Grundrechte der Bürger wieder in einer Verfassung verankert. Die am 31. Juli 1919 beschlossene Weimarer Reichsverfassung listete die Grundrechte in ihrem zweiten Hauptteil im Anschluss an die Regelungen zur Staatsorganisation auf. Erstmals wird auch der Begriff der Menschenwürde erwähnt, allerdings nur im Zusammenhang mit der Gewährung wirtschaftlicher Freiheit, die in der Menschenwürde ihre Grenzen finden sollte. So muss laut Artikel 151 Abs. 1 Satz 1 das Wirtschaftsleben „den Grundsätzen der Gerechtigkeit mit dem Ziele der Gewährleistung eines menschen-

würdigen Daseins für alle entsprechen“. Das Gebot, die Menschenwürde zu respektieren, war also nicht umfassend, sondern nur in einem auf die sozialen Probleme der Menschen beschränkten Anspruch zu verstehen. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 galt die Weimarer Reichsverfassung zwar formell fort, wurde jedoch durch verfassungsdurchbrechende Gesetze weitgehend außer Kraft gesetzt. Die Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat, besser bekannt als „Reichstagsbrandverordnung“ vom 28. Februar 1933, erklärte Beschränkungen der persönlichen Freiheit, des Rechts der freien Meinungsäußerung und anderer Grundrechte der Verfassung für rechtmäßig. Diese Verordnung, die der deutsch-amerikanische Jurist und Politikwissenschaftler Ernst Fraenkel in seiner kritischen Analyse des Nationalsozialismus „Der Doppelstaat“ schon 1941 als die „Verfassungsurkunde des Dritten Reiches“ bezeichnet hatte, bot die juristische Grundlage für Eingriffe gegen alle Personen und Vereinigungen, deren Existenz oder Tätigkeit für die beabsichtigte Umgestaltung Deutschlands im nationalsozialistischen Sinne als hinderlich angesehen wurde. In einer Verfassung, die die Ausgrenzung und Ungleichbehandlung von Minderheiten aus der Volksgemeinschaft legitimieren sollte, war naturgemäß für Grundrechte und erst recht für die Würde des einzelnen Menschen kein Platz. Die Verneinung der menschlichen Würde durch die Nationalsozialisten fand schließlich ihren Höhepunkt im millionenfachen Morden in den Konzentrations- und Vernichtungslagern.

## **Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland: Pflicht zur Achtung der Menschenwürde**

Das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland stellt eine Reaktion auf die

„nationalsozialistische Zwingherrschaft“ dar, wie es im Entwurf der Fachausschüsse des Parlamentarischen Rats vom 18.10.1948 heißt. Aufgrund der Erfahrungen mit dem nationalsozialistischen Unrechtsstaat haben die im Bonner Grundgesetz vom 23. Mai 1949 verankerten Grundrechte eine besondere Bedeutung. Ihre Wichtigkeit wird bereits dadurch hervorgehoben, dass sie nicht mehr, wie noch in der Weimarer Reichsverfassung, am Ende der Verfassung niedergelegt sind, sondern ihren Platz bereits am Anfang der Verfassung im gleichnamigen I. Abschnitt (Art. 1-19) finden. Die Grundrechte sind nicht nur Programmsätze oder Staatszielbestimmungen, sondern binden gem. Art. 1 Abs. 3 Gesetzgebung, vollziehende Gewalt und Rechtsprechung ausdrücklich als unmittelbar geltendes Recht.

Dem Katalog der einzelnen Grundrechte in den Art. 2 ff. des Grundgesetzes vorangestellt, ist in Art. 1 Abs. 1 der Hinweis auf das oberste Verfassungsprinzip, die Menschenwürde. In den ersten Vorentwürfen des Grundgesetzes lautete Art. 1 noch: „Die Würde des Menschen steht im Schutze der staatlichen Ordnung“ (Fassung nach der 1. Lesung des Hauptausschusses vom 10. November/ 5. Dezember 1948). Dazu hieß es in einer Stellungnahme des Allgemeinen Redaktionsausschusses vom 13./16. Dezember 1948: „Die Würde des Menschen darf nicht nur im Schutz der staatlichen Ordnung stehen, sondern die staatliche Gewalt muss in erster Linie verpflichtet sein, sie auch selbst zu achten.“ Ein fundamentaler Unterschied: Die Menschenwürde ist nicht mehr länger ein Prinzip staatlicher Fürsorge, sondern alle staatliche Macht wird durch Pflicht zur Achtung der Menschenwürde beschränkt. Das ist eine deutliche Absage an totalitäre staatliche Strukturen. Dementsprechend hat die Formulierung des Verfassungskonvents, der zwischen dem 10. und 25. August 1948 auf der Herreninsel im Chiemsee zusammengetreten war (Herrenchiemsee-Entwurf), Eingang in das Grundgesetz gefunden. In Art. 1 Abs. 2 dieses Entwurfs war niedergelegt, dass die Würde der menschlichen Persönlichkeit unantastbar und die öffentliche Gewalt in allen ihren Erscheinungsformen verpflichtet ist, die Menschenwürde zu



achten und zu schützen. Dieser Entwurf setzte sich schließlich durch und fand seine endgültige Formulierung in Art. 1 des Grundgesetzes, in dessen erstem Absatz nunmehr festgeschrieben ist: „Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.“ Damit kommt der antitotalitäre Anspruch des Grundgesetzes bereits im ersten Absatz des ersten Artikels deutlich zum Ausdruck. Im zweiten Absatz wird deutlich, dass die Mütter und Väter des Grundgesetzes auch erkannt hatten, dass für die Verwirklichung dieses Anspruchs die (Re-)Integration Deutschlands in die internationale Staatengemeinschaft erforderlich war. Nachdem am 10. Dezember 1948 die Generalversammlung der Vereinten Nationen die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte verkündet hatte, nach deren Art. 1 „alle Menschen frei und gleich an Würde und Rechten geboren“ sind, nahm deshalb Art. 1 Abs. 2 des Grundgesetzes darauf Bezug. Dort heißt es: „Das Deutsche Volk bekennt sich darum zu unverletzlichen und unveräußerlichen Menschenrechten als Grundlage jeder menschlichen Gemeinschaft, des Friedens und der Gerechtigkeit in der Welt.“ Die besondere Bedeutung der in Art. 1 des Grundgesetzes niedergelegten Menschenwürde findet schließlich noch in Art. 79 Abs. 3 Grundgesetz seinen Niederschlag. Die darin enthaltene sogenannte „Ewigkeitsgarantie“ bestimmt, dass eine Ände-

*Auf Initiative von Generalstaatsanwalt Fritz Bauer angebrachter Artikel 1, Satz 1 Grundgesetz am Gebäude der Frankfurter Staatsanwaltschaft Foto: Dontworry (CC BY-SA 3.0), [https://de.wikipedia.org/wiki/Fritz\\_Bauer#/media/Datei:Landgericht-frankfurt-2010-ffm-081.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Fritz_Bauer#/media/Datei:Landgericht-frankfurt-2010-ffm-081.jpg)*

rung des Grundgesetzes, durch welche die [...] in den Artikeln 1 und 20 niedergelegten Grundsätze berührt werden, unzulässig (ist). Die Verpflichtung der staatlichen Gewalt auf die Menschenwürde kann demnach unter der Geltung des Grundgesetzes genauso wenig durch eine Verfassungsänderung aufgehoben werden wie die Organisation der Bundesrepublik als demokratischer und sozialer Rechtsstaat. Auch hier hat der Parlamentarische Rat bei der Erarbeitung des Grundgesetzes eine Lehre aus dem Scheitern der Weimarer Reichsverfassung gezogen, in dem die in Art. 1 Grundgesetz verbürgte Menschenwürde vor einer Änderung durch verfassungsdurchbrechende Gesetze geschützt wird.

Die Menschenwürde ist nicht nur der oberste Wert im Grundgesetz und gehört zu dessen tragenden Konstitutionsprinzipien, sondern ist auch ein echtes einklagbares Grundrecht, auf das sich jeder Mensch berufen kann, also nicht nur Deutsche. Das ist nicht auf den ersten Blick erkennbar, denn in Art. 1 Abs. 3 Grundgesetz heißt es: „Die nachfolgenden Grundrechte binden Gesetzgebung, vollziehende Gewalt und Rechtsprechung als unmittelbar geltendes Recht.“ Die zuvor bereits in Art. 1 Abs. 1 Grundgesetz erwähnte Menschenwürde scheint also nach dem Wortlaut des Art. 1 nicht zu den

(nachfolgenden) Grundrechten zu gehören. Doch schon bald nach Inkrafttreten des Grundgesetzes ist mit beachtlichen Argumenten der Charakter der Menschenwürde als subjektives Recht jedes einzelnen herausgearbeitet worden. Denn: Was nutzt die Verpflichtung der staatlichen Gewalt auf die Menschenwürde, wenn sie gerichtlich nicht durchsetzbar ist? Nach der Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts verbietet es die Menschenwürde, den Menschen zum bloßen Objekt des Staates zu machen oder ihn einer Behandlung auszusetzen, die seine Subjektivität prinzipiell in Frage stellt. Selbst durch „unwürdiges“ Verhalten geht sie nicht verloren. Sie kann keinem Menschen genommen werden (BVerfG, Urteil vom 05. Februar 2004 – 2 BvR 2029/01 –, BVerfGE 109, 133-190). Und weil die Menschenwürde nicht nur Grundrecht, sondern zugleich auch das fundamentale Element unserer objektiven Rechts- und Werteordnung darstellt, folgt aus ihr, dass sich nicht nur der Staat selbst einer Beeinträchtigung der Menschenwürde zu enthalten hat, sondern dass er den Bürger – in Erfüllung einer ihn treffenden Schutzpflicht – auch vor Verletzungen der Menschenwürde durch andere Bürger schützen muss. Das heißt, dass es dem Staat obliegt sicherzustellen, dass sich auch die Bürger untereinander respektieren und an die Regeln des Fair Play halten.

# Walther Bensemann

## Fußballpionier Football Pioneer

geboren am 13. Januar 1873 in Berlin –  
gestorben am 12. November 1934  
in Montreux (Schweiz)

1891, 1892, 1893, 1894, 1895, 1896, 1897, 1898, 1899, 1900, 1901, 1902, 1903, 1904, 1905, 1906, 1907, 1908, 1909, 1910, 1911, 1912, 1913, 1914, 1915, 1916, 1917, 1918, 1919, 1920, 1921, 1922, 1923, 1924, 1925, 1926, 1927, 1928, 1929, 1930, 1931, 1932, 1933, 1934, 1935, 1936, 1937, 1938, 1939, 1940, 1941, 1942, 1943, 1944, 1945, 1946, 1947, 1948, 1949, 1950, 1951, 1952, 1953, 1954, 1955, 1956, 1957, 1958, 1959, 1960, 1961, 1962, 1963, 1964, 1965, 1966, 1967, 1968, 1969, 1970, 1971, 1972, 1973, 1974, 1975, 1976, 1977, 1978, 1979, 1980, 1981, 1982, 1983, 1984, 1985, 1986, 1987, 1988, 1989, 1990, 1991, 1992, 1993, 1994, 1995, 1996, 1997, 1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025



„Der Sport ist eine Religion, ist viel-  
leicht besser das einzig wahre Verbin-  
dungsglied der Völker und Klassen“  
Mit diesem Credo wird Walther  
Bensemann zu einem Vordenker des  
deutschen Fußballs. Er ist der Über-  
zeugte von der völkerverbindenden und  
friedensstiftenden Kraft des Sports.  
Bereits im Alter von 16 Jahren gründet  
er in Karlsruhe den ersten Fußballverein  
ein Süddeutsche Spieler initiieren  
er die Gründung vieler weiterer Klubs,  
unter ihnen die Vorgänger von Bayern  
München und Eintracht Frankfurt. Im  
Jahr 1900 ist er einer der Mitbegründer  
des Deutschen Fußball Bundes (DFB),  
dessen Name auf Bensemanns  
Vorschlag zurückgeht.

Zum Sprachrohr seiner Ideen wird die 1920  
von ihm ins Leben gerufene Fußballzeitung  
Der Kickler. Inzwischen der nationalsozialistisch  
orientierten DFB-Führung stufen seine  
internationalen Kontakte und Aktivitäten auf  
zunehmenden Widerstand. Nach der Macht-  
übernahme der Nationalsozialisten muss  
Bensemann in die Schweiz fliehen, wo er  
1934 stirbt.

„Football is a religion, and perhaps the  
only thing that connects people  
and the masses“ With this credo Walther  
Bensemann became a visionary of  
German football. He was convinced  
that sports had the power to connect  
people and promote peace. At the young  
age of 16 he founded the first football  
club in Karlsruhe. German and  
Swiss players initiated the  
founding of many clubs, including the clubs  
that preceded Bayern Munich and  
Eintracht Frankfurt. He is one of the  
founders of the German Football  
Association (DFB), and it was  
Bensemann who suggested the name of  
the organization.



„Football is a religion, and perhaps the  
only thing that connects people  
and the masses“ With this credo Walther  
Bensemann became a visionary of  
German football. He was convinced  
that sports had the power to connect  
people and promote peace. At the young  
age of 16 he founded the first football  
club in Karlsruhe. German and  
Swiss players initiated the  
founding of many clubs, including the clubs  
that preceded Bayern Munich and  
Eintracht Frankfurt. He is one of the  
founders of the German Football  
Association (DFB), and it was  
Bensemann who suggested the name of  
the organization.

Ausführliche Informationen finden Sie unter  
www.fussball-sportstars.de



www.fussball-sportstars.de



# Fairness als zentraler Wert des Sports

Christian Gaum

**Für die Sozialwissenschaft ist der Sport nicht zuletzt deshalb ein interessanter Bereich, weil er geprägt ist von großen Narrativen. Solche sinnstiftenden Erzählungen des Sports sind Gesundheitsförderung und Wertevermittlung. Aus wissenschaftlicher Perspektive ist dabei beeindruckend, dass diese Narrative zwar theoretisch schlüssig begründet werden, es jedoch an empirischer Evidenz mangelt. Funktionsträger\*innen der Sportpolitik, der Sportorganisationen, der Vereine und Verbände werden nicht müde, die zentrale gesellschaftliche Funktion des Sports zu bekräftigen.**

Die für das soziale Zusammenleben in einer demokratischen Gesellschaft so wichtigen Werte wie Teamfähigkeit, Respekt und Fairness können durch Sport gelernt werden. „Die Werte, die der Sport gerade jungen Menschen vermittelt, sind universell“ sagte IOC-Präsident Thomas Bach beim Festakt zum 41. Bundestag des DFB und verwies in seiner Rede auf den Wert Fairness, den man durchaus als Kardinaltugend des Sports identifizieren kann. Nun lässt sich dieser Idealisierung entgegenhalten, dass die Welt des Sports mitunter durch eine Erfolgs- bzw. Gewinnorientierung auffällt, die unfaires Verhalten als Mittel zum Zweck legitimiert.

So entsteht hier gleich zu Beginn ein Problem, weil sich etwas nicht mehr bruchlos ineinanderfügt. Es passt nicht zusammen. Wenn man sich mit dem zentralen Wert Fairness auseinandersetzt, besteht dieser Bruch zwischen schönem Ideal und hässlicher Realität. Einerseits wird dem Sport ein Potenzial zur Entwicklung einer fairen Haltung zugeschrieben, andererseits kennzeichnet sich die sportliche Handlungspraxis durch Betrugsfälle (Doping, Manipulation), rücksichtslose Erfolgsorientierung und Unfairness.

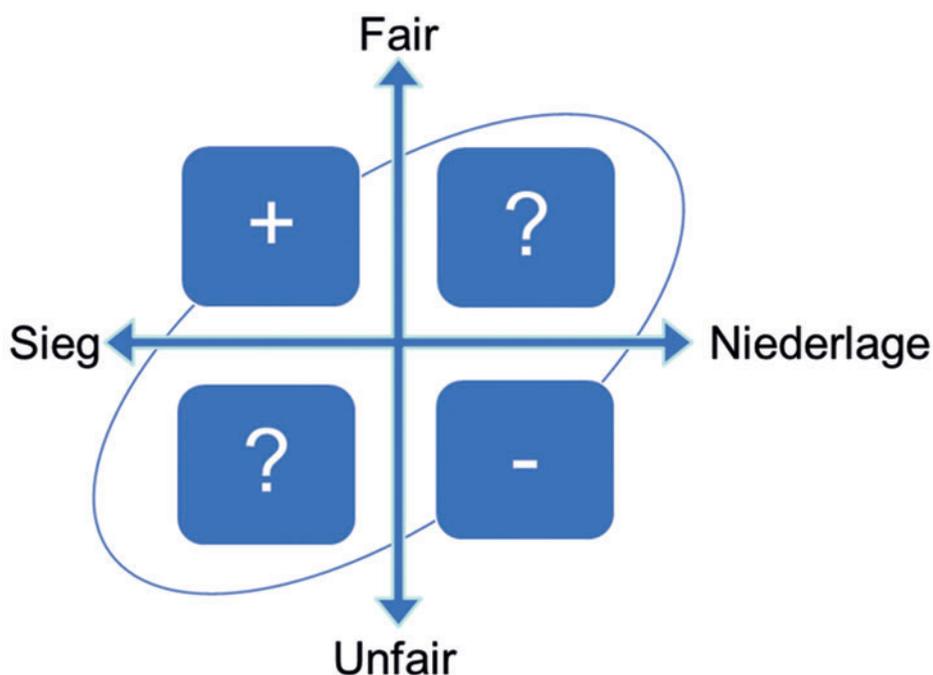
Ein sozialkonnotierter Wert wie Fairness fällt jedoch nicht nur im erfolgsorientierten Spitzensport einer Doppelmoral zum Opfer. Auch im Breitensport (in sämtlichen Altersklassen) ist Erfolgsfixierung bei gleichzeitiger Abwertung von Fairness nachzuweisen, so dass die Befunde eigener Untersuchungen (Prohl & Gaum, 2016) im Amateursport die Frage erlauben, ob Sportvereine gar „Schulen der Unfairness“ (Pilz, 2018) seien. Fairness ist also keine Glaubenssache: Sie fällt sprichwörtlich nicht vom Himmel, sondern muss gelernt werden (Grupe, 2000). Zwei Prämissen sind an diese Annahme geknüpft: Es besteht die Möglichkeit, mittels pädago-

gischer Einflussnahme Fairness zu lehren, und eine faire Haltung kann gelernt werden. Auch eine Fairnesserziehung durch Sport steht nun vor dem pädagogischen Grundproblem jeglicher Wertevermittlung. Da Werte als leitende Prinzipien und Orientierungen gelebt werden, sei nach Joas (2006) ein Ergriffensein notwendige Bedingung für die Entwicklung einer wertbasierten Haltung. Ein solches Ergriffensein kann aber nicht intentional von außen produziert, die faire Haltung letztlich nicht anezogen werden. Dennoch gibt es Stellschrauben, die bei pädagogischen Bemühungen fairnessbezogene Bildungsprozesse unterstützen können. Bevor ich mich dieser Herausforderung stelle, möchte ich zunächst den Begriff Fairness explizieren. Dies ist unumgänglich, denn erstaunlicherweise ist gar nicht so klar, was mit Fairness genau gemeint ist. Erstaunlich ist das, weil der Begriff in

der ursprünglichen Bedeutung des Wortes (altenglisch) für schön und klar steht. Ein Blick ins sportwissenschaftliche Lexikon (Röthig & Prohl, 2003) lässt Fairness aber als diffusen Begriff erscheinen. Sie ist sowohl behauptetes Resultat als auch wesentliche Voraussetzung sportlicher Aktivitäten. So könnte man nun fragen: Wenn aber der Fairnessbegriff, auf den hin erzogen werden soll, unbestimmt ist, wie ist die didaktische Herausforderung einer Fairnesserziehung über Inhalte (Was) und Methoden (Wie) zu leisten? Oder noch didaktischer gewendet: Wenn nicht klar ist worauf hin erzogen werden soll, dann macht es wenig Sinn, die Frage nach konkreten Vermittlungsansätzen zu stellen.

## Was ist Fairness?

Folgt man zunächst einer alltagstheoretischen Auslegung, steht Fairness in enger Verbindung zu einer tugendhaften Einstellung und wird mit Gerechtigkeit, Ehrlichkeit und Respekt verbunden. Diese Eigenschaften sind im zwischenmenschlichen Umgang (über den Sport hinaus) Bestandteil einer fairen Haltung und können allgemein als Anstand definiert werden. Eine so weite Auslegung trifft jedoch nicht den Kern des Begriffs, weshalb sich die Frage stellt, was das Besondere des





*„Wir als Eintracht Frankfurt sind als Gegner der Antisemiten bekannt und von unserer Geschichte geprägt, die jedem bekannt sein sollte, der sich mit uns identifizieren möchte: Wir wurden in der NS-Zeit als „Judebube“ verunglimpft. Heute verlegen wir zusammen mit Matthias Thomas vom Eintracht Frankfurt Museum Stolpersteine in der Stadt. Ich habe aus Anlass der Erinnerung an die Befreiung der Häftlinge aus dem KZ Auschwitz vor der jüdischen Gemeinde Frankfurt gesprochen. Wir haben gegenwärtig Mitglieder aus mehr als 70 Nationen, bei uns gibt es in der Boxabteilung junge Israelis, die gegen Palästinenser im sportlichen Wettstreit antreten. Wir sind klar aufgestellt: Wir sind absolut weltoffen, Rassismus hat bei uns keinen Platz. Dafür stehe ich als Präsident ein.“*

Peter Fischer, Eintracht Frankfurt: Interview in der FAZ, 28.12.2017

Prinzips Fairness im Sport ausmacht. Dies möchte ich anhand der drei Aspekte verdeutlichen: Regeltreue, Sportsgeist, reziprokes Gewinnstreben.

Ein bedeutender Teilaspekt betrifft die Regeln des Sports. Wer fair ist, hält sich an Absprachen und Regeln – sein Verhalten entspricht damit den formalen Vorgaben. Doch Fairness ist mehr als Regeltreue, denn wer fair ist, beachtet auch die ungeschriebenen Gesetze des Sports. Es reicht also keineswegs, nicht unfair zu handeln, um als fair zu gelten. Informelle Fairness betrifft ein Verhalten, das ursprünglich als ritterliche Achtung verstanden wurde, heute eher als Sportsgeist. Ein Handeln im Sinne des Sportgeists bedeutet, dass man sich nicht dazu hinreißen lässt die „Grauzonen“ der Regeln zum Zweck des eigenen Vorteils auszuloten. So sind Gegner\*innen im Sport notwendige Spielpartner\*innen für einen gelungenen Wettkampf, weshalb sich feindschaftliche Aversion im Sport schon auf struktureller Ebene verbietet.

Mitunter scheinen sich Erfolg und Fairness jedoch zu widersprechen und für die Spielenden das Dilemma aufzuspannen: entweder fair oder erfolgreich. Baseball Coach Leo Durocher brachte es mit der Aussage „Nice Guys finish last“ auf den Punkt. Stellt man die beiden handlungsleitenden Imperative des Sports „Sieg/Niederlage“ und „fair/unfair“ in einen Zusammenhang (s. Abb. S. 41), dann ist der „faire Sieg“ als erstrebtes Ziel des sportlichen Wettkampfs einer „unfairen Niederlage“ in jedem Fall vorzuziehen. Prekär ist jedoch das Verhältnis zwischen einem „unfairen Sieg“ und einer „fairen

Niederlage“. Aus welchen Gründen sollte Letztere Ersterem vorgezogen werden? Wenn die faire Niederlage einen Wert hat, dann ist dieser nicht im Ausgang des Spiels, sondern im Spielprozess selbst zu verorten. Hieraus folgt, dass der Wert eines Spiels nicht ausschließlich im erzielten Ergebnis, sondern ebenfalls im Prozess des Spielens besteht.

Für den Spielprozess gelten zwei Prämissen, die das dritte Merkmal reziprokes Gewinnstreben beschreiben: (1) Gewinnen wollen ist fair und (2) Wer fair ist, will auch, dass der Gegner gewinnen will. Es ist also notwendig, mit ernsthaftem Siegeswillen am sportlichen Wettkampf teilzunehmen; allerdings in dem Bewusstsein, dass dieser Sieg seinen Wert aus dem Prozess fairen Wettkämpfens schöpft, also aus der Einhaltung aller drei Merkmale. Damit ist Fairness genuin keine moralische Verpflichtung, sondern eine sinnvolle Haltung im Wettkampf, der seinen Wert nicht aus bloßem Siegen schöpft, sondern auch aus dem Erleben eines fairen Spiels. Man lässt den Gegner\*innen eine sprichwörtlich „faire Chance“, um das Spielerlebnis qualitativ wertvoll zu machen. Dass man dabei auch verlieren kann, ist gerade der Witz, denn: Wenn man ein Spiel nicht verlieren kann, macht auch das Gewinnen keinen Spaß.

#### **Wie zur Fairness erziehen?**

Folgende Eckpfeiler der Fairnesserziehung überzeugen mich als ertragreiche und sinnvolle Ansatzpunkte, wenn man jungen Menschen den Wert der Fairness im Sport vermitteln will.

**Verstand:** Eine faire Haltung erfordert Regeltreue. Hierfür ist Kenntnis der festgeschriebenen Regeln und der ungeschriebenen moralischen Grundsätze des Sportsgeists unumgänglich. Das Regelwissen gilt jedoch als Startpunkt, denn entscheidend wird das aufbauende Regelverständnis. Fairnesserziehung zielt nicht auf blinde Regelbefolgung, sondern beabsichtigt, Menschen zur Erfassung des Sinns solch normativer Vorgaben zu ermutigen. Dies kann durchaus implizieren, dass Regeln hinterfragt und ggf. auch verändert werden.

**Sinnlichkeit:** Da dem Menschen unterschiedliche Zugangsweisen zur Welt offenstehen, kann Fairnesserziehung nicht rein kognitiv-rational veranschlagt werden. Sport kennzeichnet sich durch einen ästhetisch-expressiven Weltzugang, der Gefühle sowie Emotionen betrifft und deshalb sinnliche Wahrnehmung involviert. In vielerlei Hinsicht bietet Sport ergreifende Momente in Erlebnissen und Erfahrungen körperlicher Bewegung. Etwas zutiefst Menschliches – Momente des Glücks und des Leidens, grenzenlose Freude und Enttäuschung – eine tiefe zwischenmenschliche Verbundenheit kann in der sportlichen Handlungspraxis erfahren werden. Deshalb ist es entscheidend, Empathie zum Thema zu machen, das Fremde zu erschließen und Perspektiven zu übernehmen (Wie fühle ich mich, wie fühlt sich der/die Andere?). So ermöglicht Sport Selbsterfahrung, aber auch die Erfahrung des Fremden: Basis für ein faires Miteinander im Gegeneinander. Das kooperative und das konkurrierende Element der Fairness sind untrennbar

verwoben. Nur wenn ich meine Gegner\*innen als Spielpartner\*innen behandle, ist ein sportlicher Wettkampf überhaupt möglich.

**Erfahrung:** Fairness ist in praktischen Erfahrungen zu verankern, denn den Wert fairen Handelns kann nur erleben, wer auch fair handelt. Der Vermittlungsansatz versucht dann, einen Erfahrungsraum aufzuschließen, der aufzeigt, was es bedeutet, im Spiel den Regeln treu zu bleiben, den Sportsgeist zu beachten und gemeinsames Gewinnstreben zu wollen. Wenn Regeln nicht eingehalten werden, wird das Spielen unmöglich. Bricht man mit dem Sportsgeist, wird das Spiel zum Kampf. Versucht man gar nicht erst zu gewinnen, gilt man als Spielverderber\*in. Die Qualität eines gemeinsamen Spielprozesses wird somit verdorben. Solche Erfahrungen sind von unersetzbarem Wert für die Fairness-erziehung.

**Reflexion:** An diese praktischen Erfahrungen im Handeln schließt sich die Reflexion des Prozesses an. Damit Fairnesserziehung ihr Potenzial ausschöpft, sollten Regel-treue, Sportsgeist und reziprokes Gewinnstreben explizit zum Thema gemacht werden. Hier bietet es sich an, das Spannungs-verhältnis zwischen Erfolg und Fairness (s. Abb.) aufzugreifen. Dass die Ausrichtung auf den Sieg als problematisch für die Fairness empfunden wird, sollte nicht dazu führen, dieses spannungsgeladene Ver-hältnis einseitig auflösen zu wollen. Wert-entscheidungen enthalten Bildungspotenzial vor allem in Konfliktsituationen. Wenn ein Scheitern (die Niederlage) nicht möglich ist, besteht auch kein Grund zu fairem Verhalten. Fairness erhält ihren spezifischen Wert erst in Situationen, wo etwas auf dem Spiel steht. Diese Werterfahrung ist zu-nächst im Handeln zu ermöglichen und in anschließenden Reflexionsphasen aufzugreifen.

#### LITERATUR

- **Grupe, O.** (2000). Vom Sinn des Sports: Kulturelle, pädagogische und ethische Aspekte. Hofmann
- **Joas, H.** (2006). Wie entstehen Werte? Wertebildung und Wertevermittlung in pluralistischen Gesellschaften. Zugriff unter: [www.fsf.de/fsf2/aktivitaeten/bild/tvimpuls/20060915\\_werte/Vortrag\\_Joas\\_authorized\\_061017.pdf](http://www.fsf.de/fsf2/aktivitaeten/bild/tvimpuls/20060915_werte/Vortrag_Joas_authorized_061017.pdf)
- **Pilz, G.** (2018). Fairplay im Sport. In A. Schneider, J. Köhler & F. Schumann (Hrsg.), Fairplay im Sport. Beiträge zur Wertedebatte und den ethischen Potenzialen (S. 1-16). VS
- **Prohl, R. & Gaum, C.** (2016). „Fairness“ zwischen Moral und Ästhetik – Anthropologische Grundlagen und pädagogische Konsequenzen. Zschr. f. sportpädagog. Forschung, 4 (2), 5-20
- **Röthig, P. & Prohl, R.** (2003). Sportwissenschaftliches Lexikon (7. Aufl.). Hofmann



Zum Jahrestag des Anschlags in Hanau unterstützt die Eintracht den Aufruf „SayTheirNames“: Beim Aufwärmen vor dem Spiel gegen Bayern tragen die Spieler am 19.2.2021 die Namen und Bilder der Opfer auf dem Rücken.

*„Sport muss politisch sein, und zwar nicht nur sportpolitisch. Der Sport muss vielmehr auch ganz klar politisch sein und seine Stimme erheben gegen gesellschaftliche Fehlentwicklungen, wenn es angebracht und notwendig ist. Wir müssen immer wieder aufs Neue aufpassen. Ich will später nicht einmal hören, dass ich gesagt habe: Das wusste ich nicht oder habe ich falsch eingeschätzt. Ich komme aus einer Generation, die informiert ist, die lesen kann und die mitbekommt, was alles passiert. Das möchte ich umsetzen. Und da muss ich auch bereit sein, als Eintracht Frankfurt, als einer der größten und bedeutendsten Vereine in Deutschland, klare Kante zu zeigen und Position zu beziehen, um zu sagen: Es gibt Wichtigeres als zum Beispiel die Nachspielzeit oder ob der Ball jetzt vor oder hinter der Linie war. Ich bin mir selbst gegenüber verpflichtet zu sagen: Wehre dich, wenn du dich wehren musst. Wenn du gegen etwas sein musst, dann sei auch dagegen. Und sei dafür, wenn du sagst: Du musst dafür sein.“*

Peter Fischer, Eintracht Frankfurt: Interview in der FAZ, 28.12.2017

# Osnabrück: A little piece of peace

Christine Grewe, Büro für Friedenskultur der Stadt Osnabrück

**„Osnabrück – Die Friedensstadt“. Diesen selbstbewussten Titel, der zugleich auch Anspruch ist, trägt die zwischen Teutoburger Wald und Wiehengebirge gelegen Stadt Osnabrück. Mit rund 165.000 Einwohnern ist sie wirtschaftliches und kulturelles Oberzentrum und Herz des Osnabrücker Landes.**

Das Profil der Friedensstadt Osnabrück hat seinen Ursprung in einem der bedeutendsten Friedensschlüsse der Frühen Neuzeit. Nach 30 Jahren Krieg, Verwüstung, Plünderung, Mord und Vertreibung in der Mitte Europas wurde am 25. Oktober 1648 von der Rathaustreppe in Osnabrück der Westfälische Friede verkündet. Dies war ein historischer Wendepunkt in der Geschichte Europas.

Denn die Verträge des Westfälischen Friedens, die in Osnabrück und Münster fünf Jahre lang durch die europäischen Mächte ausgehandelt wurden, beendeten nicht nur einen langjährigen Krieg, sondern entwickelten eine ganz neue Idee:

den europäischen Gedanken. Durch die Vereinbarung eines ersten Völkerrechts wurde ein übergeordnetes Recht geschaffen, dem sich alle bestehenden Gesetze, Privilegien, Beschlüsse und päpstlichen Verfügungen unterzuordnen hatten. Das Prinzip der religiösen und politischen Vielfalt wurde im Sinne des heutigen Europas in seinen Grundlagen entwickelt und durchgesetzt.

Auch wenn es weniger darum ging, die Ansprüche an Einflussphären und Sicherheit zu akzeptieren oder die Konfession des anderen zu tolerieren. Vielmehr suchten und fanden die Verhandlungsparteien durch die Bereitschaft zum Kompromiss und den Verzicht auf die „eigene Wahrheit“ rechtlich-pragmatische Lösungen für einen festgefahrenen, vielschichtigen, extrem verlustreichen und kostspieligen Konflikt. Dies war etwas grundlegend Neues in der Geschichte der Friedensschlüsse: ein Friede, der auf dem Verhandlungsweg, also durch Dialog erzielt wurde

und nicht ein Friede, dem der Sieg einer Kriegspartei vorausging.

## **Frieden als Anspruch und Ansporn**

Der Friedensschluss von 1648 ist das herausragende Ereignis der Stadtgeschichte, mit dem sich Osnabrück heute als Friedensstadt identifiziert. Die Stadt versteht dieses historische Vermächtnis als Auftrag, auch gegenwärtig und in Zukunft den Frieden zu fördern. Dabei agiert die Stadt nicht alleine, sondern in Kooperation mit Einrichtungen wie dem Erich-Maria-Remarque-Friedenszentrum, den Osnabrücker Friedensgesprächen, den Religionsgemeinschaften sowie zahlreichen engagierten bürgerschaftlichen Vereinen und Initiativen.

Eine zentrale Koordinierungsstelle für das friedenskulturelle und friedenspolitische Engagement in der Stadt ist das Büro für Friedenskultur. Handlungsfelder des Büros sind die grundsätzliche Förderung des Dialoges und Toleranzgedankens, die



interkulturelle und interreligiöse Verständigung, die aktive Gestaltung einer Kultur der Erinnerung, die Unterstützung von Friedensforschung und Menschenrechtspolitik sowie entwicklungspolitische Bildungsarbeit.

### Eine Kultur der Erinnerung

Auch im Bereich der Erinnerungskultur arbeitet das Büro mit zahlreichen Partnern wie dem Museumsquartier Osnabrück, den Gedenkstätten oder der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit zusammen. Die Erinnerung an die Verbrechen der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft ist heute in Deutschland fester Bestandteil des öffentlichen Umgangs mit Geschichte.

Für die Friedensstadt Osnabrück sind Erforschung, Reflexion über und Erinnerung an die Geschichte des Nationalsozialismus wichtige profildbildende Bausteine. Als Bestandteile der Friedenskulturarbeit sind sie immer auch mit der Zielsetzung verbunden, heutige Generationen zur Auseinandersetzung mit der Gegenwart zu befähigen und das Engagement für die Gestaltung einer demokratischen Gesell-

schaft und für die Bewahrung von universellen Werten wie Menschenwürde und Grundrechten zu stärken.

Denn gerade die Zeit des Nationalsozialismus macht deutlich, was es bedeuten kann, wenn demokratische und rechtsstaatliche Werte nicht mehr gelten.

### „Wenn ich untergehe, lasst meine Bilder nicht sterben“

Die Auseinandersetzung mit dem Werk des 1904 in Osnabrück geborenen und 1944 in Auschwitz ermordeten Malers Felix Nussbaum ermöglicht beispielhaft dieses Lernen an der Geschichte. Wie kein anderer Künstler der ersten Jahrhunderthälfte hat Felix Nussbaum alle Erfahrungen der Jahrzehnte nach dem Ersten Weltkrieg in seinen Bildern festgehalten und als Teil seiner eigenen Situation reflektiert, in die er als Jude in der NS-Zeit gedrängt war. Malerei wurde ihm zur Widerstandshandlung in einer aussichtslosen Situation, da sie ihm seine menschliche Würde erhielt und Kraft zum Überleben gab. Er war Protokollant dieser Zeit und wurde ihr Opfer.

Das 1998 vom amerikanischen Architekten Daniel Libeskind entworfene Felix-

Nussbaum-Haus im städtischen Museumsquartier Osnabrück beherbergt heute den größten Teil seiner Werke. In der Architektur spiegelt sich das Leben, Schaffen und Schicksal des Künstlers. Wie das Haus an den Holocaust gemahnt und Nussbaums Bilder Flucht, Vertreibung und Verzweiflung thematisieren, so fragen sie auch nach kultureller und religiöser Identität. Diese Themen sind heute höchst aktuell: Für ein friedliches Miteinander unserer vielfältigen Gesellschaft muss eine fortwährende Verständigung darüber erfolgen.

Das Konzept des „Friedenslabors“ bietet im intensiven räumlichen Kontext des Felix-Nussbaum-Hauses dafür einen Dialogort. Einen Ort der Verständigung über die Geschichte und darüber, wie wir heute in aller Vielfaltigkeit zusammenleben wollen.

So, wie der fortgesetzte Dialog der europäischen Mächte, trotz mehrmalig drohenden Scheiterns, 1648 den Dreißigjährigen Krieg beendete, ist er auch heute eine wichtige Voraussetzung für ein friedliches Miteinander in der Osnabrücker Stadtgesellschaft.



Selbstbildnis mit Judenpass, um 1943

Foto: Felix-Nussbaum-Haus Osnabrück, Leihgabe der Niedersächsischen Sparkassenstiftung



# „Mauscheln“ und „Mischpoke“ – über Antisemitismus in der Sprache

Ronen Steinke hat ein wichtiges Buch zur rechten Zeit geschrieben

Torsten Lattki

**Seit einigen Jahren wird vor dem Hintergrund des Kolonialismus und des Nationalsozialismus sowie einer pluralen deutschen Gesellschaft intensiv über die Verwendung von Worten, Straßen- und Schulnamen etc. diskutiert. Am bekanntesten sind die oft schief geführten und rückwärtsgewandten Debatten über das N-Wort und das M-Wort, um Schwarze Menschen zu bezeichnen oder das Z-Wort für Rom\*nja und Sinti\*zze.**

Welche Gründe sprechen gegen ihre weitere Verwendung? Welche Begriffe sind besser geeignet und von Respekt gegenüber den zu Bezeichnenden bzw. Betroffenen getragen? Wie geht man mit diesen Worten in Büchern, Musik oder Filmen um?

Weitgehend unberührt sind diese öffentlichen Debatten zumeist vom „Antisemitismus in der Sprache“ – so der Titel des 2020 veröffentlichten schmalen, aber umso klügeren Büchleins des renommierten Juristen, Autoren und Journalisten Ronen Steinke. Darin argumentiert er, „warum es auf die Wortwahl ankommt“, wie es im Untertitel heißt. Was wird durch die Verwendung von Begriffen wie „Mischpoke“ oder „mauscheln“ im Deutschen mittransportiert? Was ist problematisch an „Altes Testament“ und „mosaisch“, an Wortkombinationen wie „Judenfriedhof“ oder an Eindeutschungen wie „Passah“ und „Sabbat“? Wieso sollte nie wieder von „Halbjuden“, „Dreivierteljuden“ oder ähnlichem gesprochen werden? Welche aus dem Jiddischen stammenden Wörter können verwendet, auf welche sollte verzichtet werden?

Kommunikation sollte diskriminierungsfrei und gleichberechtigt sein und in einer solchen hat Antisemitismus keinen Platz, der ja häufig genug umschlägt – von beleidigenden Worten in körperliche Gewalt oder Anschläge auf jüdische Einrichtungen. Denn Sprache prägt Menschen und formt ihr Weltbild, aus dem wiederum Handeln respektive Nichthandeln folgt. Eindrücklich berichtet Steinke, dass es nicht nur vielen nichtjüdischen Personen schwerfällt, überhaupt das Wort „Jude“ auszusprechen, sondern teilweise auch Jüdinnen und Juden selbst – besonders in der älteren Generation aufgrund ihrer mit Judenhass gemachten Erfahrungen. Der Autor geht zurecht davon aus, dass Worte

„einen Klang“ haben, „eine Geschichte, ein Assoziationsfeld“ und dass Antisemitismus „vielfach Spuren hinterlassen [hat] in unserer Sprache, unserem Vokabular“. Dies trifft auch auf das Wort „Jude“ selbst zu, das seit dem Mittelalter „auch losgelöst von realer jüdischer Religion oder Herkunft als griffiges Negativwort“ funktioniert.

Steinke unterscheidet zwischen guter und ungunter Verwendung jiddischer Begriffe im Deutschen. Zu ersterer Kategorie zählt er Wörter wie „Tacheles“ (Klartext), „Zores“ (Ärger), „schmusen“ (eigentlich unterhalten), „koscher“ (in Ordnung), „meschugge“ (verrückt), „Chuzpe“ (Dreistigkeit) oder „Schlamassel“ (Unglück). Denn: Dem Deutschen tun „Jiddismen gut. Manchmal ist das treffendste Wort – Schlamassel“ und „zunächst nur ein schönes Kompliment an die Sprache, aus der es entlehnt ist“. Entscheidend dafür, dass diese Begriffe völlig unproblematisch übernommen werden können und sollen, ist, „dass sie im Deutschen heute at face value genommen werden, dass sie also denselben Sinngehalt ausdrücken sollen wie im Original, im Sprachumfeld des Jiddischen“.

Ein Problem liegt für Steinke aber dann vor, wenn jiddische Begriffe verbogen und umgedeutet werden und somit einen anderen Sinngehalt erfahren. Hierfür nennt er zahlreiche Beispiele, wie etwa

*„Im Jiddischen bezeichnet „Mischpoke“ einfach nur Familie, vollkommen wertneutral. Wenn man dann als jüdischer Mensch sieht, dass es im Deutschen als etwas irgendwie Dubioses, Misstrauen Verdienendes dargestellt wird, das ist eine Abwertung, eine Abwertung von Jüdinnen und Juden, ganz klar. Auch wenn es vielleicht von der konkreten Sprecherin nicht so beabsichtigt ist, man transportiert, ob wissentlich oder unwissentlich, Klischees.“*

Ronen Steinke, Bayerischer Rundfunk, 22.02.2021

das Wort „Mischpoke“, das „etwas Dubioses, Sinistres“ an sich hat. Es gehe in der Verwendung dieses Begriffes eben nicht darum, wertneutral „Familie“ zu sagen, wie es die Übersetzung (hebr. mishpacha) wäre, sondern „um einen bestimmten Klang der Anrühigkeit, der mitschwingt und mitschwingen soll“, um eine „verschworene Gruppe, die etwas im Schilde führt“. Das betrifft auch den Begriff „mauscheln“, der immer wieder fällt, wenn es um korruptes Verhalten geht. Entstanden im 17. Jahrhundert, ist das Wort „abgeleitet von Mauschel, der jiddischen Form des Vornamen Moses (auf hebräisch: Mosche), der als Spotname für jüdische Händler oder auch allgemein für arme Juden hergenommen wurde“. Das Verb „mauscheln“ bedeutet also „reden wie ein Jude“ und steht für fingieren, fälschen, dubiose Praktiken. Weitere Begriffe, denen etwas Abwertendes anhaftet, sind „schachern“ (Handel treiben) oder „Ische“ (Frau). Steinke unterstellt den allermeisten Menschen, die diese Wörter benutzen, keine böse Absicht. Aber er klärt auf und fordert, solche antisemitischen – wie auch rassistische und sexistische – Begriffe, die den Alltag vergiften, nicht mehr unreflektiert zu verwenden. Denn sie wirken wie „kleine Arsendosen, die für sich genommen nicht giftig sind, aber wenn man es über Jahre immer wieder zu sich nimmt, so eine giftige Wirkung anreichern können“, wie Steinke es in einem Interview mit dem Bayerischen Rundfunk beschrieb ([www.br.de/br-fernsehen/sendungen/puzzle/antisemitismus-in-der-sprache-puzzle-100.html](http://www.br.de/br-fernsehen/sendungen/puzzle/antisemitismus-in-der-sprache-puzzle-100.html)).

*„Ich würde es mit kleinen Arsendosen vergleichen: Für sich genommen sind sie nicht giftig, aber wenn man sie über Jahre immer wieder zu sich nimmt, reichern sie eine giftige Wirkung an. Mit den Jahren entsteht durch antisemitische Worte ein Bild, das die Gesellschaft pflegt, das dieser Sprachgebrauch auch verbreitet, das ein abwertendes ist gegenüber Jüdinnen und Juden.“*

Ronen Steinke, Bayerischer Rundfunk, 22.02.2021

Ebenfalls ungute Gefühle hinterlassen Eindeutschungen wie „Passah“ statt „Pessach“ oder „Sabbat“ statt „Schabbat“, was für den Autor dann eher klingt „wie ‚ersabbert‘“. Es ist freilich nicht ungewöhnlich und auch keine allein deutsche Angewohnheit, wenn fremdsprachige Begriffe angepasst werden, zum Beispiel „Mailand“ statt „Milano“ oder im Englischen „Nuremberg“ statt „Nürnberg“. Bei „Passah“ und „Sabbat“ schwingt jedoch noch etwas anderes mit: „nicht jüdische Sprecher\*innen [beanspruchen] eine geistige Oberhand“ und auf „jede\*n Rabbiner\*in im deutschen Sprachraum kommen hundert christliche Geistliche und Religionslehrer\*innen, die über das Judentum dozieren“. Diese Haltung bezeichnet Steinke treffend als „Goysplaining“, also die Auffassung von nichtjüdischen Personen, sie wüssten mehr über das Judentum als Jüdinnen und Juden. Außerdem gebe es „keine phonetische Notwendigkeit“, denn diese Worte können von Deutschsprecher\*innen problemlos ausgesprochen werden. Der Autor setzt sich auch mit dem Thema der Identität auseinander und den Möglichkeiten, sich als jüdisch zu verstehen. Er nennt u.a. das Selbstverständnis aus der

jüdischen Religion heraus und die Definition über die „jüdische Herkunft“ – beides war und ist bis heute möglich. Keinesfalls aber dürften Begriffe wie „Halbjude“, „Dreivierteljude“ oder ähnliches verwendet werden, denn diese treiben „die Fixierung auf jüdische Herkunft [...] auf die Spitze“ und entstammen einzig der antisemitischen Logik des Nationalsozialismus und seiner Rassegesetzgebung. Das letzte Kapitel ist „Synonyme[n] zum Davonlaufen“ gewidmet: „semitisch“, „israelitisch“ und „mosaisch“ sollen eine Alternative zu „jüdisch“ bieten, sind aber aus guten Gründen nicht

*„Genauso wie es rassistische Begriffe gibt, über die man jetzt Gott sei Dank mehr diskutiert in den letzten Jahren und die man in den Giftschränk zunehmend verbannt, genauso wie es sexistische Begriffe gibt, so ist es auch an der Zeit, dass man die Vielzahl an antisemitischen Wörtern, die in der Alltagssprache um uns herum schwirren, zumindest mal erkennt. Und dass man sich dann davon verabschiedet und sie nur noch historisch, mit Distanz verwendet. Ich glaube, das ist eine wichtige Voraussetzung dafür, dass es nicht mehr so sehr den Alltag vergiftet.“*

Ronen Steinke, Bayerischer Rundfunk, 22.02.2021

mehr zeitgemäß, wie Steinke schreibt. So entstand etwa im 19. Jahrhundert das von Moses abgeleitete „mosaisch“ für „jüdisch“. Dies war jedoch eine Fremdbezeichnung: So sprachen Christ\*innen über Jüdinnen und Juden, um „einen Gleichklang herzustellen zum christlichen Glauben, der seinen Namen ja ebenfalls von der Person her bezieht, auf die er zentral baut: Christus“. Es gab Jüdinnen und Juden, die das Wort verwendeten, um antisemitische Diskriminierung zu vermeiden – aber dennoch: „Mosaisch“ geht von einem „christlichen Vorbild“ aus und trifft jüdisches Selbstverständnis nicht, denn das „Judentum ist in viel geringerem Maße auf den Menschen Moses zugeschnitten als das Christentum auf Jesus“.

Ronen Steinke's wichtige Schrift möchte im besten Sinne aufklären und dazu beitragen, unser Sprechen über- und miteinander gerechter zu gestalten. Ihr seien viele Leser\*innen gewünscht, besonders auch unter Christ\*innen.

**Dr. Ronen Steinke** arbeitete als Jurist, u. a. am Internationalen Strafgerichtshof, wurde 2011 mit einer Studie im Bereich des Völkerstrafrechts promoviert und schreibt gegenwärtig für die Süddeutsche Zeitung als innenpolitischer Korrespondent – häufig über die Themen Antisemitismus und Extremismus. Er verfasste er u.a. die hochgelobte Biografie „Fritz Bauer. Oder: Auschwitz vor Gericht“, verfilmt und ausgezeichnet als „Der Staat gegen Fritz Bauer“. 2020 erschien „Terror gegen Juden: Wie antisemitische Gewalt erstarkt und der Staat versagt“. Steinke zeigt auf, dass es dem deutschen Staat seit Jahrzehnten nicht gelingt, seine jüdischen Bürger\*innen zu schützen, und gibt eine Chronik aller antisemitischen Gewalttaten in Deutschland seit 1945.

**Ronen Steinke, Antisemitismus in der Sprache. Warum es auf die Wortwahl ankommt,** Dudenverlag, Berlin 2020, 64 S., 8,00 €.



**DUDEN**

Ronen Steinke

**ANTI-SEMITISMUS IN DER SPRACHE**

Warum es auf die Wortwahl ankommt



*„Wir müssen unser Demokratieverständnis, zu dem auch das Existenzrecht Israels gehört, besser vermitteln, vor allem bei unseren Jugendlichen. Oft wird gesagt, man solle die Politik aus dem Sport raushalten. Da sage ich: Nein, im Gegenteil. Die radikalen Gruppen missbrauchen den Sport. Und wir demokratischen, friedensliebenden Menschen, die wir doch in der Mehrheit sind, tun offenbar nicht genug, um unsere Werte zu vermitteln. Gerade im Sport, wo alle zusammenkommen, kann man diese Werte im Vorbeilaufen mitgeben. Sie sind für unsere Gesellschaftsordnung essenziell. Darauf zielt auch unser gerade gestartetes Projekt „Zusammen1 – Für das, was uns verbindet“ ab. Wir wollen alle Akteur:innen des organisierten Sports ermutigen und bestärken, Antisemitismus offen anzugehen und zu bekämpfen“.*

Interview mit Alon Meyer, Frankfurter Rundschau, 20.05.2021

## Wie politisch ist Sport? Oder: Wie sportlich ist Politik?

Alon Meyer

**Eine außer- und ungewöhnliche Fußball-Europameisterschaft liegt hinter uns – und ebensolche Olympischen Spiele. Beide Großveranstaltungen sind gerade in diesen Zeiten keine reinen Sportevents. Gesellschaftspolitische Themen werden kontrovers diskutiert, ganz besonders in den Sozialen Medien. Dabei kommt zunehmend die Frage auf, wie politisch der Sport eigentlich sein sollte oder darf. Und ob der Sport nach kontroversen Reaktionen aus Teilen der Gesellschaft ein Glaubwürdigkeitsproblem hat.**

Eines gleich vorweg: Der Sport muss nicht politisiert werden, denn er ist per se politisch – Sport und Politik können nicht losgelöst voneinander gedacht werden, denn die Stadien dieser Welt sind kein rechtsfreier Raum. Anders gesagt: „Gesellschaft endet nicht an den Stadionsportalen“. Unabhängig von Herkunft, Aussehen, Religion oder sexueller Orientierung bietet der Sport eine Plattform für alle Menschen. Er hat eine positive Eigendynamik, von der wir viel lernen können. Oftmals liegt ein engstirniges oder gar falsches Bild von Politik vor. Der Politikbegriff wird so ausgelegt, wie man ihn gerade braucht, doch Gesellschaft lässt sich nicht ohne Politik und Sport nicht ohne Gesellschaft denken.

Als Präsident von TuS Makkabi Frankfurt, einem der größten Vereine der Stadt, mit über 2.200 aktiven Mitgliedern, davon 30 Prozent jüdisch, und MAKKABI Deutsch-

land, dem Dachverband aller jüdischen Sportvereine in Deutschland, leben wir Tag für Tag eine Vielfalt, die Respekt und Toleranz voraussetzt. Leider gehören Ausgrenzungen und insbesondere rassistische und antisemitische Anfeindungen zum traurigen Alltag auch im Sport. Umso mehr sind wir gefordert, Allianzen mit betroffenen Minderheiten zu schmieden und Zeichen der Solidarität zu setzen. Durch unsere Vereinskultur wie z. B. unser zivilgesellschaftliches Präventionsprojekt „Zusammen1 – Für das, was uns verbindet“ vermitteln wir Werte, die das Fundament unserer Demokratie ausmachen, die verinnerlicht und im besten Fall weiter transportiert werden. Darum ist Kritik an Solidaritätsbekundungen, wenn Sportstätten in Regenbogenfarben beleuchtet werden oder wenn Nationalmannschaften den Kniefall im Sinne der Black Lives Matter Bewegung machen, als Ausdruck

von Vorurteilen und Hass zu bewerten. Nun wurden auf den großen Bühnen der UEFA EURO 2020 oder von TOKYO 2020 auch Themen ausgehandelt, die Zeichen setzen sollten für die Wahrung von Menschenrechten. Neben der Frage nach der Legitimität großer Menschenversammlungen während der Pandemie treiben uns bei Makkabi vor allem die Themen Ausgrenzung, Hass und Gewalt um. Die zurückliegende EURO hatte einen faden Beigeschmack: In gesellschaftspolitischen Diskursen wurden Homophobie und Transfeindlichkeit aus der Mitte unserer Gesellschaft frei geäußert. Auf der einen Seite nutzen Persönlichkeiten des Sports also die Popularität und mediale Wahrnehmung des Events, um zu zeigen, dass Diversität akzeptiert, toleriert und gewünscht ist. Auf der anderen Seite untersagen Verantwortliche dies, u.a. mit der Begründung, der Sport dürfe nicht für politische Ziele in Anspruch genommen werden. Hat der klar zu benennende Fauxpas nicht diese wichtige gesellschaftspolitische Debatte erst ausgelöst? Müssen wir der UEFA nicht sogar dankbar sein?

Auch das Finale der diesjährigen Fußball-EM zeigte eine Vielzahl von Missständen auf: ein trotz Pandemie überfülltes Stadion, Pfeifkonzerte während des Abspielens von Nationalhymnen, brutale Gewalt vor, während und nach dem Spiel, blanker rassistischer Hass auf Grund verschossener Elfmeter. All das während eines Sport-events. Wo bleibt hier die Logik derer, die rufen, Politik habe nichts mit Sport zu tun? Soll hier wieder eine Problemlage mit einer anderen aufgewogen oder, besser noch, mit einer Gegenfrage beantwortet werden? Hier wird nicht nur gegen den Leitgedanken des Sports verstoßen, sondern auch gegen die Grundprinzipien der modernen, demokratischen Gesellschaft, deren Spiegelbild der Sport in seinen vielschichtigen Ausprägungen ist. Die Entscheidung, bei den Olympischen Spielen auf Zuschauer zu verzichten, zeigt, dass man mit gesellschaftspolitischen Themen auch anders umgehen kann: Ein starkes Zeichen, während bei der transeuropäischen EURO keine einheitlichen Maßstäbe angesetzt wurden – nicht zuletzt eine Folge der immer weiter voranschreitenden Kommerzialisierung des Sports. An dieser Stelle hat der Sport seine massive Einflussnahme auf die Politik offenbart. Ein Beleg dafür, dass Sport und Politik nicht losgelöst voneinander denkbar sind.

Die Olympischen Spiele in Tokio haben uns wieder vor Augen geführt, wie die von Sportlern ausgeführten, teils intrinsisch

motivierten Boykotte gegen den Israeli Tohar Butbul den fairen Charakter der Spiele empfindlich störten. Die negative Einflussnahme von Politik im Sport wirft einen dunklen Schatten über manchen Wettbewerb. Das mit Spannung erwartete Duell einer saudischen gegen eine israelische Judoka endete mit einer sportlichen Auseinandersetzung und einem freundschaftlichen Handschlag des gegenseitigen Respekts. So ist auch die Geste des ehemaligen iranischen Judokas, Saeid Mollaei, der heute für die Mongolei antritt und seine Silbermedaille Israel widmete, als ermutigendes Zeichen für die Zukunft zu deuten. Der Sport hat eine derart treibende Kraft, dass Städtepartnerschaften, persönliche Freundschaften und kulturelle Brücken aufgebaut werden können. Damit verfügt der Sport über eine unvergleichliche diplomatische Strahlkraft.

So bleibt zu hoffen, dass politische Instrumentalisierungen im internationalen Sport ausbleiben. Während die Olympischen Spiele von 2008 in Peking Proteste u. a. zur Befreiung des tibetischen Volkes oder zur Einhaltung von Menschenrechten entfachten, bleibt abzuwarten: Welche Resonanz werden die kommenden Winterspiele und Paralympics sowie die Summer World University Games in China 2022 erfahren?

Diskussionen um die regenbogenfarbene Stadionbeleuchtung in München entfachten eine Sympathiewelle und Sensibilisie-

rung gegenüber einer Gesellschaft, in der die vielfältige sexuelle Neigung akzeptiert und unterstützt wird. Werden die in Hong Kong stattfindenden Gay Games als Bühne des Protests genutzt werden? Welche Rolle werden die Menschenrechte noch spielen, sobald in Katar zum ersten Mal eine Fußball-Weltmeisterschaft angepiffen wurde?

Mit Blick auf das kommende Sportjahr freuen wir von MAKKABI Deutschland uns ganz besonders auf die Maccabiah in Israel, die pandemiebedingt verschoben werden musste. Zu diesem Großevent werden über 10.000 jüdische Athletinnen und Athleten erwartet, jüdische Nationalteams aus aller Herren Länder, die eine unvergleichliche Atmosphäre erzeugen – wie eine große Familie. Für uns als Verband mit besonderer Aufgabenstellung spielen internationale Sportgroßveranstaltungen eine wichtige Rolle als Empowerment für die jüdischen Communities weltweit. Auch die Vorfreude auf das Spektakel der Winter Games 2022/23 in Ruhpolding steigt, in der Hoffnung, sportlich aktiv zu werden bzw. bleiben zu dürfen. Wir senden mit unseren Aktivitäten ein wichtiges Signal für die gesellschaftliche wie kulturelle Öffnung von Makkabi aus, indem wir eine Veranstaltung schaffen, an der alle Makkabäerinnen und Makkabäer aus Deutschland, Europa und der Welt teilnehmen können – unabhängig davon, ob sie jüdisch sind oder nicht. Denn Makkabi steht für geliebte Vielfalt.

**GEH NOCH  
MAL IN DICH,  
BEVOR  
DU DA RAUS  
GEHST.**



FÜR DAS, WAS UNS VERBINDET



**ZUSAMMEN**

# Emanuel Schaffer und Hennes Weisweiler

## Brückenbauer der deutsch-israelischen Sportbeziehungen

Lorenz Peiffer

**Tel Aviv, 25. Februar 1970  
Fußballfreundschaftsspiel israelische  
Nationalmannschaft – Borussia Mönchen-  
gladbach. 20.000 Zuschauer im ausver-  
kauften Bloomfield-Stadion verabschie-  
deten die Fußball-Bundesligamann-  
schaft von Borussia Mönchengladbach  
und ihren Trainer Hennes Weisweiler  
mit ‚standing ovations‘.**

6:0 hatten die Gladbacher die Israelis unter ihrem Trainer Emanuel Schaffer geradezu vom Platz gefegt, waren bereits nach acht Minuten in Führung gegangen, nach einer sehenswerten Kombination 1:0. Zwei Minuten später folgte das 2:0. Zur Halbzeit führten die Borussen mit 3:0. Trotz des hohen Sieges kam es nicht zu Missfallenskundgebungen der israelischen Zuschauer. Im Gegenteil, das varianten- und temporeiche Spiel der deutschen Gäste hatte das Publikum immer wieder zu spontanen Beifallstürmen hingerissen. Von Vorbehalten gegen Deutsche war keine Rede mehr.

Das Spiel stand auf keiner diplomatischen Agenda. Es war nicht Teil eines politischen Versöhnungs- oder Wiederannäherungsprogramms. Die Verabredung für das Spiel entsprang einer privaten Initiative von zwei Freunden: Emanuel Schaffer und Hennes Weisweiler.

Das Unternehmen begann mit einem Telefonat. Weisweiler saß gerade bei seinem Friseur, als ein Anruf seines Freundes Schaffer ihn erreichte. „Ich habe eine Einladung für Euch. Ihr sollt die erste deutsche Mannschaft sein, die offiziell in Israel spielt. Kommt ihr?!“ Weisweiler überlegte nicht lange: „Okay, wir kommen.“ Ein kurzes Telefonat mit großer Auswirkung. In sportlicher Hinsicht sollte das Fußballspiel zu einer Standortbestimmung der israelischen Fußballnationalmannschaft werden, die sich erstmals für die Fußballweltmeisterschaft in Mexiko 1970 qualifiziert hatte. Schaffer und Weisweiler waren sich aber auch der Rolle des Sports für den Aufbau menschlicher Kontakte zwischen Israelis und Deutschen bewusst. Völlig offen war jedoch, wie die deutschen Fußballer in Israel von den Fans und der Bevölkerung empfangen würden.

Das Spiel fand in einer politisch hoch sensiblen Phase statt. Fünf Jahre nach der Aufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen beiden Ländern war der Schatten des Holocaust, die Ermordung von Millionen Juden durch Nazi-Deutschland, immer noch sehr präsent.

### **Emanuel Schaffer und Hennes Weisweiler**

Der Israeli und der Deutsche hatten sich auf einem Fußball-Trainerlehrgang 1958 an der Sporthochschule Köln kennengelernt. Weisweiler war Leiter des Lehrganges, Schaffer Teilnehmer. Beide waren Angehörige derselben Generation. Aufgewachsen im Deutschland der 1920er-Jahre, in denen eine freiheitlich-demokratische Verfassung das politische und gesellschaftliche Fundament der noch jungen Weimarer Republik war.

Hennes Weisweiler, geboren am 5. Dezember 1919 in Lechenich, einem kleinen Ort in der Nähe von Köln, deutscher Staatsbürger christlich-katholischen Glaubens; Eddy Schaffer, geboren am 11. Februar 1923 in Drohobycz, polnischer Staatsbürger und Mitglied der jüdischen Religionsgemeinschaft. Beide wuchsen in einer bürgerlichen, gut situierten Familie auf, in der Politik nur eine Nebenrolle spielte – wenn überhaupt. Vater Moses Schaffer widmete sich ganz seinen geschäftlichen Tätigkeiten, Vater Weisweiler ging neben seinem Beruf als Prokurist in der Kohlengrube Donatus seinen Ehrenämtern nach: örtlicher Schützenverein, Pfarrgemeinde, Theater-Verein-Lechenich. Für einige Jahre wohnten die Weisweilers zur Untermiete bei der jüdischen Familie Berg, mit deren Söhnen Jupp und Georg sich der junge Hennes Weisweiler anfreundete. Durch diese Nachbar- und Freundschaft gewann er sehr früh einen Einblick in die Gewohnheiten und Rituale der jüdischen Religionsgemeinschaft. Unmittelbar nach seiner Geburt in Drohobycz war Emanuel Schaffer mit seinen Eltern und zwei Schwestern nach Marl, später nach Recklinghausen gezogen. Hier in der westfälischen Stadt verbrachte er seine Kindheit und Jugendzeit. Die deutsche Sprache wurde zu seiner Muttersprache, Fußball zu seiner frühen Leidenschaft. Vater Moses Schaffer erkannte schon

Anfang der 1930er-Jahre, dass eine jüdische Familie im zukünftigen Deutschland keine Perspektive mehr haben würde. Unmittelbar nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten zog die Familie, zusammen mit der in Recklinghausen geborenen Tochter Rosa fünf Personen, zunächst nach Metz, wenige Monate später von dort nach Saarbrücken und noch vor der sogenannten ‚Saarabstimmung‘ zurück ins galizische Drohobycz.

Die Flucht aus Recklinghausen nach Frankreich und später über Saarbrücken nach Polen bedeutete für Emanuel Schaffer und seine Familie nicht nur den Verlust der neuen Heimat und des sozialen Umfeldes, die neuen Sprachen Französisch und Polnisch, die sie nicht verstanden, schlossen ihn und seine drei Schwestern in Metz und auch die ersten Jahre in Drohobycz vom Schulbesuch aus.

Im Ribbentrop-Molotow-Vertrag vom 23. August 1939 hatten Nazideutschland und die Sowjetunion Polen unter sich aufgeteilt. Drohobycz gehörte zum russischen Interessengebiet, in dem die Familie Schaffer nach dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf Polen am 1. September 1939 zunächst noch relativ unbehelligt leben konnte. In Drohobycz startete Emanuel Schaffer seine Fußballkarriere beim jüdischen Club Betar Drohobycz. Der Pakt mit Stalin hatte es Hitler ermöglicht, ohne eine zweite Front zu riskieren, die Benelux-Staaten zu überfallen und zu besetzen, sowie in Frankreich und in Teilen Skandinaviens einzumarschieren. Der von Hitler geplante Krieg gegen die Sowjetunion war von Beginn an ein rassenideologisch motivierter „Vernichtungskrieg“. Am 22. Juli 1941 überfiel die deutsche Wehrmacht mit 153 Divisionen in drei Heeresgruppen die Sowjetunion. Wenige Tage später eroberte sie Drohobycz. Emanuel Schaffer war in der Schule, als die Nachricht vom Einmarsch der deutschen Truppen kam. Er lief, wie er später erzählte, „einfach weg“. Seine Flucht endete letztlich in Kasachstan. Dort landet er in einem von der Geheimpolizei der UdSSR kontrollierten Flüchtlings- und Arbeitslager, wo ihm als Mitglied der Lagermannschaft seine Fußballleidenschaft das Überleben sicherte. Die Jahre der Flucht sollten sein



FOTO links: MILNER MOSHE, 12/04/1969

[https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Flickr\\_-\\_Government\\_Press\\_Office\\_\(GPO\)-\\_Coach\\_Emanuel\\_Shefer.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Flickr_-_Government_Press_Office_(GPO)-_Coach_Emanuel_Shefer.jpg)

FOTO rechts: Pelz 1970, [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Vogts\\_Weisweiler.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Vogts_Weisweiler.jpg)

Leben nachhaltig prägen. Darauf angesprochen, warum er so oft fluche, antwortete Schaffer später: „Ich weiß, ich bin verrückt. Aber du musst wissen, dass, wer auch immer da war und überlebt hat, verrückt zurückgekommen ist“.

Nach dem Ende des Krieges kehrte Emanuel Schaffer nach Polen zurück und lebte einige Jahre bei seiner Tante in Bielawa. Dort erfuhr er, dass seine Eltern und drei Schwestern nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht in Drohobycz ermordet worden waren. Emanuel Schaffer blieb einige Jahre, setzte seine Fußballkarriere beim jüdischen Klub ZKS Bielawa fort und wurde mehrfach in die niederschlesische Auswahlmannschaft berufen. Als die polnische Regierung das jüdische Vereinswesen verbot, entschied sich Schaffer, nach Israel auszuwandern.

Völlig mittellos kam er 1950 in Israel an. Seinen Lebensunterhalt verdiente er zunächst als Hafendarbeiter in Haifa. Er war 27 Jahre alt, als er bei Hapoel Haifa seine Fußballkarriere fortsetzte. Es war stets sein sehnlichster Wunsch, nach dem Ende seiner aktiven Zeit als Fußballer, Trainer zu werden. Nachdem er erste Erfahrungen als Jugendtrainer gesammelt hatte, beschloss er, sich in Köln an der dortigen Sporthochschule für die Teilnahme an einem Trainerlehrgang zu bewerben. Sowohl die Kölner Sporthochschule als auch der deutsche Fußball genossen in Israel einen guten Ruf, nach dem Gewinn der Fußballweltmeisterschaft 1954 in der Schweiz. Seine Entscheidung, ins Land der Täter zurückzukehren, hat er mit seiner Familie nicht diskutiert. Emanuels Ehefrau Shoshana akzeptierte jedoch seinen Wunsch und Entschluss, nach Deutschland zu gehen und dort seine Ausbildung zum Trainer zu machen.

### Beginn einer lebenslangen Freundschaft

Ob sich Emanuel Schaffer und Hennes Weisweiler bereits im Verlauf des Trainerlehrganges ihre Kindheits- und Jugenderfahrungen anvertraut haben, ist nicht überliefert. Frau Weisweiler ist sich aber sicher, dass ihr Mann „die Geschichte von Eddy kannte“. Dieser Trainerlehrgang, der im Mai 1958 begann und am 28. Februar 1959 endete, sollte der Beginn einer lebenslangen Freundschaft werden. Als Emanuel Schaffer mit Trainerdiplom nach Israel zurückkehrte, blieb die Verbindung zwischen dem ehemaligen Schüler und seinem Lehrer bestehen. Weisweiler versorgte Emanuel Schaffer mit der neuesten Fußballfachliteratur, Schaffer schickte seinem deutschen Freund von Zeit zu Zeit eine Kiste Jaffa-Orangen, dem damaligen israelischen Exportschlager. Basis der Freundschaft waren in den folgenden Jahren aber die vielen persönlichen Begegnungen. So oft es ihm möglich war, reiste Schaffer nach Deutschland, um sich mit Weisweiler Fußballspiele anzuschauen und über Spieltaktiken zu diskutieren, aber auch, um sein Training zu beobachten. Die Reisen nach Deutschland nahmen in den 1970er-Jahren zu, nachdem Schaffer beruflich mit den beiden deutschen Sportartikelfirmen adidas und Puma verbunden war. Hennes Weisweiler kam im Juni 1968 erstmals nach Israel, um auf Einladung von Schaffer einen Lehrgang für israelische Fußballtrainer durchzuführen. Die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Israel und der Bundesrepublik Deutschland im Mai 1965 hatte zu einem Abbau bürokratischer Hürden geführt und die Durchführung von Begegnungsprogrammen erleichtert.

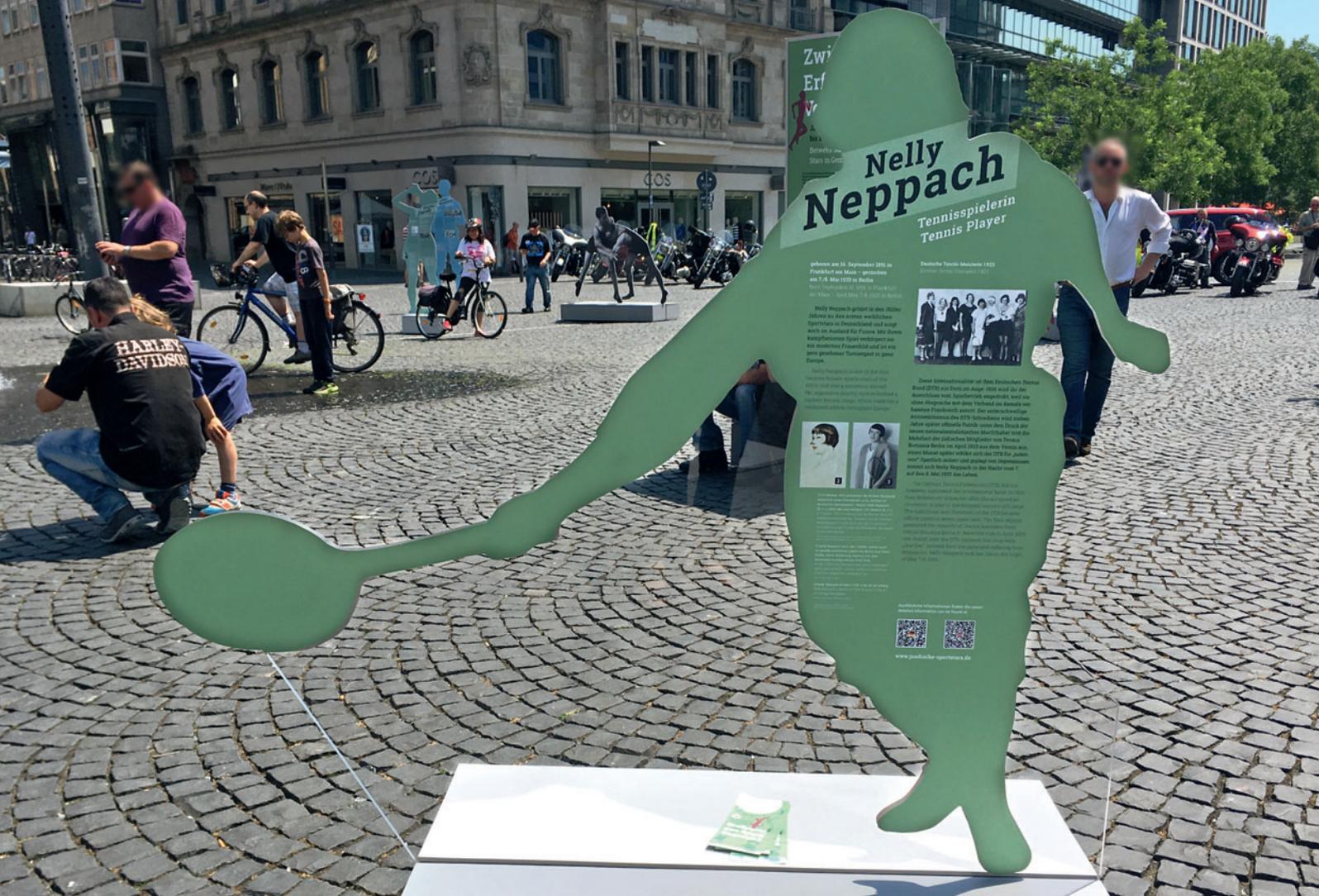
Nach seiner Rückkehr nach Israel arbeitete Emanuel Schaffer zunächst erfolgreich als Vereinstrainer, bis er 1961 Trainer der israelischen Jugendnationalmannschaft wurde, mit der er mehrfach die Asienmeisterschaft gewann. Im Februar 1968 wurde er zum Trainer der israelischen Fußballnationalmannschaft berufen. Weisweiler war zu diesem Zeitpunkt bereits erfolgreicher Trainer von Borussia Mönchengladbach, die er 1964 in die Fußball-Bundesliga geführt hatte. Schaffer feierte seinen ersten großen Erfolg mit der israelischen Fußballnationalmannschaft bei den Olympischen Spielen 1968 in Mexiko, wo seine Mannschaft im Viertelfinale gegen Bulgarien nach einem 1:1-Unentschieden nach Verlängerung durch einen Münzwurf auschied. Zur Vorbereitung auf die Qualifikationsspiele für die Fußball-Weltmeisterschaft 1970 ebenfalls in Mexiko hatte Weisweiler seinem Freund Schaffer ein Trainingslager in Bad Hennef organisiert, in dessen Rahmen am 12. August 1969 ein erstes Freundschaftsspiel zwischen Borussia Mönchengladbach und der israelischen Fußballnationalmannschaft auf dem Gladbacher Bökelberg vereinbart wurde, das mit einem 3:0-Sieg der gastgebenden Gladbacher endete.

Am 25. Februar 1970 fand das eingangs erwähnte ‚Rückspiel‘ in Tel Aviv statt. Nach dem 6:0-Sieg der Borussen äußerte sich ein Mitglied der deutschen Botschaft angesichts der Ovationen für die deutschen Fußballer gegenüber dem Gladbacher Manager Helmut Grasshoff verwundert: „Also, ich versteh‘ die Welt nicht mehr. Wir bemühen uns hier jahrelang in kleinen Schritten um Wiederherstellung des Vertrauens zu uns Deutschen, wohingegen Sie nur 45 Minuten brauchen, um einen Freudentaumel auszulösen“. Diese Aussage verdeutlicht, dass die Rolle des Sports als völkerverbindendes Element und vor allem die Emotionen, die Sport auslösen kann, von der Politik völlig unterschätzt worden waren. Für die Beziehungen zwischen Israel und Deutschland war das Spiel am 25. Februar 1970 ein wichtiger Baustein der neu zu bauenden Brücke für die Menschen beider Länder.

Moshe Schaffer, der älteste Sohn von Emanuel und Shoshona Schaffer, resümiert: „Mein Vater und Hennes Weisweiler haben den ersten Stein gelegt.“

### LITERATUR:

■ Peiffer, Lorenz/Zimmermann, Moshe: Emanuel Schaffer. Zwischen Fußball und Geschichtspolitik. Eine jüdische Trainerkarriere, 2021



# Sport: Fairness und Gewalt

Michael Roth

## Vorbemerkung

Wenn man ein Verhalten als „unsportlich“ bezeichnet, meint man in der Regel, dass die bzw. der Kritisierte es an Fairness hat fehlen lassen. Dabei ist diese Redeweise durchaus nicht auf den sportlichen Bereich beschränkt, vielmehr kann ich von „unsportlichem Verhalten“ auch im Berufsleben sprechen. Dies macht deutlich: Sport wird mit Fairness in Zusammenhang gebracht. Auf der anderen Seite ist das kämpferische, ja gewalttätige Moment des Sports unübersehbar. So wird davon gesprochen, dass jemand „bis zum Umfallen gekämpft hat“ oder davon, dass der Gegner „vernichtend geschlagen wurde“. Ich möchte in diesem Essay die Nähe des Sports zur Fairness aufzeigen und auch ergründen, warum das gewalttätige Moment dieser keinen Abbruch tut. Damit hoffe ich, dass zutage tritt, worin die Bedeutung des Sports für den Einzelnen und die Gesellschaft besteht – und warum auch Theologie und Kirche ihn als Partner sehen.

## Sport und Fairness

Was hat der Sport mit Fairness zu tun? Unstrittig ist, dass der Sport ein sehr komplexes und vielfältiges Phänomen ist. Fällt daher eine Definition des Sports schwer, so wird man sich doch darauf einigen können, dass der Sport wesentlich durch drei Elemente geprägt ist: durch Leistung, Spiel und Körper bzw. Leib. Ich möchte vor allem auf den ersten Aspekt die Aufmerksamkeit lenken: die Leistung im Sport.

Blickt man auf die Leistungen im Sport, so fällt zunächst auf, dass es im Sport nicht bloß um Leistungen geht, sondern der Vergleich von Leistungen im Mittelpunkt des sportlichen Geschehens steht. Es geht nicht um „hoch“, „schnell“ oder „weit“, sondern um „höher, schneller, weiter“, kurz: um die Konkurrenz hinsichtlich der Leistungen. Der Leistungsvergleich im Sport kann darin bestehen, dass Leistungen von Einzelnen miteinander verglichen wer-

den (sog. Einzelsportarten) oder Leistungen von Gruppen (sog. Mannschaftssportarten). Er kann darin bestehen, dass sich der Sportler mit seinen eigenen Leistungen vergleicht (man ist besser bzw. schlechter als zuvor) oder mit den Leistungen seiner Kontrahenten (man ist besser bzw. schwächer als der Kontrahent). Ganz offensichtlich ist die Konkurrenz hinsichtlich der Leistung ein wesentliches Element des Sports.

Um den Leistungsvergleich im Sport zu ermöglichen, sind sowohl die Chancengleichheit als auch die Nachprüfbarkeit von Leistungen wesentliche Voraussetzungen des Sports. Chancengleichheit und die Nachprüfbarkeit von Leistungen haben die Funktion, die notwendigen Bedingungen zu schaffen, die einen möglichst exakten Vergleich von Leistungen ermöglichen. So wird man Christian Graf von Krockow in seinem bekannten Werk „Sport und Industriegesellschaft“ zustimmen können, wenn er in seinem bekannt-

ten Werk „Sport und Industriegesellschaft“ formuliert: „Leistung, Konkurrenz, Gleichheit sind das, was dem Sport seine besondere Faszination verleiht, vor allem die Exaktheit, mit der diese Grundprinzipien [...] verwirklicht werden.“

Der Versuch, gleiche Chancen zu schaffen und Leistungen nachprüfbar zu machen, führt zu dem typischen Erscheinungsbild des Sports. Im Sport wird ein künstliches Setting geschaffen (es spielt sich weder innerhalb des alltäglichen Geschehens ab noch entwickelt es sich direkt aus dem Alltagsgeschehen heraus), das durch ein Regelwerk etabliert und am Leben gehalten wird. Ziel dieses Regelwerkes ist es, eine Situation genau zu beschreiben, in der eine Leistung erbracht werden kann, die möglichst unter gleichen Bedingungen und Chancen abläuft und dazu möglichst exakt messbar ist. Das strenge Regelwerk des Sportes dient also dazu, einen Bereich exakt abzugrenzen und ihn vor Übergriffen aus dem Alltag zu wahren. Wir können auch sagen: Der Sport etabliert seine eigene Welt.

Die Eigenart des sportlichen Leistungsvergleichs wird gerade dann deutlich, wenn man bedenkt, dass eine Konkurrenz hinsichtlich der Leistung nicht nur innerhalb des sportlichen Geschehens stattfindet, sondern dass auch außerhalb des Sports um Leistungen konkurriert wird, etwa im Berufsleben. Eine Reihe von Unterschieden tritt hier zutage. Die fundamentalste Differenz des beruflichen zum sportlichen Leistungsvergleich tritt bereits in dem Sachverhalt zutage, dass die berufliche Konkurrenz nicht verabredet ist. Während Kollege A mit Kollege B konkurriert, konkurriert Kollege B unter Umständen nicht mit Kollege A, ist eventuell sogar überrascht, wenn er von dem Konkurrenzempfinden von Kollegen A erfährt. Der Offenheit der Konkurrenz im Sport steht häufig die heimliche, ja verschlagene Konkurrenz im beruflichen Alltag gegenüber. Ebenso wenig ist bei der beruflichen Konkurrenz eine Vereinbarung dahingehend getroffen, worin miteinander konkurriert werden soll. Darüber hinaus sind die Leistungen, die im sportlichen Event miteinander verglichen werden, solche, die sich nachprüfen und messen lassen. Um die Nachprüfbarkeit von Leistungen zu ermöglichen, werden einzelne Parameter isoliert und damit genau beschrieben, worauf es bei der sportlichen Leistung „ankommt“.

Über diesen Zweck bestehen daher keine Missverständnisse – und keine Möglichkeit, sich damit zu entschuldigen, man habe eben einen anderen Zweck verfolgt. Wer bei einem 100-Meter-Lauf verliert und nachher erklärt, ihm wäre es nicht so wichtig gewesen, möglichst schnell zu laufen, sondern möglichst elegant, macht sich lächerlich; denn jeder, der zu einem 100-Meter-Lauf antritt, erklärt sich damit einverstanden, dass es darum geht, möglichst schnell die Strecke zu bewältigen. Er gibt kund, dass er die Kriterien, nach denen über die Leistung entschieden sind, kennt und akzeptiert.

Die Frage, was hat Sport mit Fairness zu tun, ist daher folgendermaßen zu beantworten: Fairness ist die Voraussetzung des Sports; wer unfair agiert, zerstört den Witz des Sportes. Insofern wird der Sport aus theologischer Perspektive bejaht: Er übt ein in Fairness und verdeutlicht und lässt die Attraktivität von fairem Handeln zutage treten.

### Sport und Gewalt

Gewalt ist Teil der menschlichen Existenz. Gewalttätig ist die Welt, weil Wolf und Lamm eben nicht zusammen weiden (Jes 65,25), sondern Leben immer nur auf Kosten anderen Lebens möglich ist. Ich kann nur leben, indem ich wichtige Grundlagen des Lebens und Überlebens für mich beanspruche – und damit anderen vorenthalte. In diesem Sinne spricht der Mainzer Philosoph Stephan Grätzel in seinem Werk „Dasein ohne Schuld?“ von der Existenzschuld, die er folgendermaßen erläutert: „Kein Mensch kann sein Leben erhalten, kann essen, trinken, wohnen und überhaupt leben, ohne das Bewusstsein dafür zu haben oder zu entwickeln, dabei etwas für sich in Anspruch oder in Besitz zu nehmen und für die Besitznahme schuldig zu werden“. Das Brot, das ich esse, und die Luft, die ich atme, steht niemand anderem zur Verfügung. Dieses Verständnis der Existenzschuld ist anknüpfungsfähig für die christliche Tradition, in der das gewalttätige Fressen und Gefressenwerden nicht einfach (wie im Naturalismus) als Geschäftsbedingung des Lebens aufgefasst wird, sondern als Sünde. Mit der Sünde wird die Grundrichtung meines Lebensvollzuges gefasst durchschaut als bestimmt vom *Willen zu sich selbst*, der auch die gewaltsame Abwehr des Anspruchs anderer einschließt. Im christlichen Glauben ist Gewalt eine

Schattenseite des Menschen: die Fähigkeit zu leben schließt immer auch Gewalt gegen andere ein. Gewalt ist eingewoben in die Synthese von Schicksal und Schuld. Sie ist unauflöslich mit mir verwoben, und aus dieser unauflöselichen Verwobenheit kann ich mich nicht selbst befreien, sie ist als Signum meiner Existenz gegeben.

Gewalt ist auch ein (unaufhebbares) Strukturmoment des Sports. So formuliert Silvester Stahl: „Mit der Tolerierung beziehungsweise Affirmation von Gewalt stellt der Sport eine partielle autonome Sonderwelt dar, in der die für moderne Gesellschaften ansonsten wesentliche Norm des individuellen Gewaltverzichts temporär außer Kraft gesetzt wird“. Im Sport geht es um einen Konkurrenz*kampf*. Deutlich wird der kämpferische Charakter des Sports auch daran, dass er – wie Michael Krüger gezeigt hat – seinen Ursprung im soldatischen Training hat. Gerade beim Fußball ist dies bis heute deutlich, haftet ihm doch eine militärische Sprache an: So spricht man im Fußball beispielsweise von einer Flanke, von Abwehr/Verteidigung, von Angriff, Schuss, Konter, Kampfmannschaft (österreichischer Begriff für die höchste Mannschaft eines Vereins) und Kapitän. In den Medien werden speziell für Trainer militärische Begriffe metaphorisch gebraucht wie bspw. für Ottmar Hitzfeld „der General“. So formuliert der Kulturtheoretiker Klaus Theweleit: „Was tut Fußball? Er organisiert einen Kampf. Kämpfe um die Herrschaft über ein bestimmtes Stückchen Erde – also genau das, worum Staaten Krieg führen“. Im Sport kommt Gewalt zur Darstellung. Sinnfällig ist dies natürlich bei Kampfsportarten wie Boxen, Ringen oder Judo oder bei körperbetonten Sportarten wie Rugby. Aber auch andere Sportarten wie Fußball lassen sich als symbolischer Kampf um ein verabredetes Streitobjekt verstehen. Und schließlich lassen sich auch einige Disziplinen der Leichtathletik als isolierte Elemente von Gewalt deuten: Speerwerfen, Kugelstoßen, Springen, Laufen.

So sehr Gewalt zur Darstellung kommt ist der Sport doch zugleich Gewaltdistanz. Um diese Gewaltdistanz zu verstehen, ist es entscheidend, sich das Spielmoment des Sports zu vergegenwärtigen. Der sportliche Leistungsvergleich findet in Form eines Spiels statt. Als Spiel ist der Sport eine Schein-Realität. Die Kontrahenten verabreden sich – freiwillig –

zum Konflikt, für den kein realer Grund existiert. So entsteht eine „Als-ob-Situation“ bzw. „Als-Ob-Handlungen“. Im Sport findet ein Konkurrenzkampf statt, aber: Es ist nicht der existenzielle Konkurrenzkampf des Alltags, vielmehr ist durch das sportliche Setting eine eigene – vom Alltag abgegrenzte – Welt geschaffen, die auf diese Welt begrenzt bleibt, in der es letztlich um nichts geht. Sven Güldenpennig spricht treffend „von frei erfundenen Geschichten des Sports“. Sie handeln davon, dass „zwei sich streiten [...] ohne einen realen Grund, also außerhalb von durch ‚sowieso‘ schon vorliegende äußere Umstände vorgegebenen Beweggründen, deren Zwecke zu erfüllen wären“. Die Geschichten des Sports handeln somit von einem „mutwillig von beiden Seiten freiwillig ‚vom Zaun gebrochene[n]‘, verabredete[n] Konflikt um ein künst-

liches Streitobjekt, das erst durch die Verabredung entsteht“. Es geht beim Sporttreiben um „das Heraustreten der Sporttreibenden aus den Notwendigkeiten der realen Realität und ihr Eintreten in eine fiktive (Spiel-)Realität“. Gerade diese fiktive Spielrealität erlaubt einen anderen Umgang mit Sieg und Niederlage; denn im Sport geht es gerade nicht um den Ernstfall, sondern der Konflikt wird letztlich auf eine harmlose Ebene übertragen. So waltet im Sport Gewalt und Gewaltdistanz, Gewalt wird symbolisch zur Darstellung gebracht und – insofern sie tatsächlich vorkommt – eingeschränkt. Wir stellen uns im Sport unserer Schattenseite und trauen uns, sie im spielerischen Als-ob zu bejahen. Das verschämt Heimliche tritt selbstbewusst zutage, kann und darf ausgelebt werden.

## Schluss

Was macht den Sport förderungswürdig? Entscheidend ist m. E. vor allem, dass er uns erstens die Attraktivität von Fairness demonstriert und uns in Fairness einüben lässt und uns zweitens befähigt, uns mit der Schattenseite unserer Existenz auseinanderzusetzen.

## ZITIERTER LITERATUR:

- C. Graf v. Krockow, Sport und Industriegesellschaft, München 1972, S. 135f.
- Stephan Grätzel, Dasein ohne Schuld? Dimensionen menschlicher Schuld aus philosophischer Perspektive, Göttingen 2004, S. 32.
- Silvester Stahl, Sportwissenschaften, in: Gewalt. Ein interdisziplinäres Handbuch. Hg. v. Christian Gudehus und Michaela Christ, Stuttgart/Weimar 2013, S. 386-393, S. 387.
- Klaus Theweleit, Tor zur Welt. Fußball als Realitätsmodell, Köln 2004, S. 95.
- Sven Güldenpennig, Philosophie der sportlichen Leistung, in: Sportphilosophie. Ein Handbuch. Hg. v. Herbert Haag, Schorndorf 1996, S. 173-208, S. 177; 195.

# NEL-SON ... NEL-SON!

## Südafrika als Vorbild für den Kampf gegen Rassismus und Antisemitismus?

Ruth Weiss

**Der 24. Juni 1995 – das ist der unvergessliche Tag, der fest in Südafrikas Geschichte eingebunden ist ..., der Tag nach einem Jahr als Präsident, an dem Nelson Mandela spontan von der mürrischen weißen Bevölkerung als ihr erstes schwarzes Staatsoberhaupt angenommen wurde.**

Südafrika war und ist ein sportverrücktes Land. Doch dabei war Rugby das überall geliebte Spiel der Weißen, Fußball das der Afrikaner. Letztere hassten Weiße, Rugby, das Nationallied, die Fahne und ihre Farben – oft besuchten sie ein Rugbyspiel zwischen Südafrika und einem Gegner, um den Gegner anzuspornen.

Auch am 24. Juni 1995 waren die Zuschauer beim Rugbyspiel zwischen Südafrika und Neuseeland zu 95 % Weiße. Nachdem Südafrika gegen alle Voraussagen in letzter Minute Rugby-Weltmeister wurde, sodass der Stolz die Gefühle auf die Spitze trieb, schritt der seit einem Jahr neue Präsident von Südafrika in einem grünen Springboks-Hemd mit der Nummer sechs auf den Spielplatz. Er schüttelte dem weißen Kapitän des Springboks-Teams die Hand, um ihm danach die Trophäe zu übergeben.

Und siehe da: plötzlich explodierte der Ruf: „Nel-son! Nel-son!“

Der Bann war gebrochen. Nelson Mandela hatte den heiligen Sport der Weißen umarmt und sich damit identifiziert. In jenem Moment hatte die weiße Minderheit endlich einen schwarzen Präsidenten als den ihren angenommen.

Die Macht des Sports hatte gesiegt. Seit Jahrzehnten hatten Sportler gegen Apartheid gekämpft. Springboks mussten sich 1960 in Großbritannien hinter Stacheldrahtbarrikaden und dem Rücken britischer Polizisten beim Rugbyspiel verstecken, sodass die südafrikanische Cricket Tour im folgenden Jahr abgeblasen wurde.

Damals versuchte die Polizei, meine WG-Freundin und politische Journalistin von der Rückkehr nach Südafrika nach ihrem Urlaub abzuhalten. Sie hatte zuvor über den Vorfall berichtet, als während der Flucht Dennis Brutus, nach Südafrikas Katalogisierung ein „Farbiger“ (d. h. kein Weißer oder Afrikaner) in den Rücken geschossen wurde. Er hatte mit Erfolg für die Ausschließung Südafrikas von den Olympischen Spielen gekämpft, was zwischen

1968 bis 1992 auch geschah. Später wurde Brutus auf Robben Island in einer Zelle neben Mandela 16 Monate gefangen gehalten.

Schon vor diesem Ereignis, nachdem ich kurz danach von meiner Wirtschaftszeitschrift in ein Nachbarland zur Berichterstattung gesandt wurde und es mir später verboten war, zurückzukehren und mir die südafrikanische Nationalität entzogen wurde, hatte ich die Rassentrennung – „Apartheid“ – abgelehnt. Als ich elfjährig nach drei Jahren im „Dritten Reich“ in Südafrika ankam, dauerte es keine 24 Stunden, bis meine Familie mit dem rassistischen Gesellschaftssystem konfrontiert wurde, (das noch nicht Apartheid hieß). Ich „lernte“, dass unsere Nachbarn dunkelhäutige Menschen verachteten und ausgrenzten, obwohl sie die Kindermädchen, Putzhilfen, Köch\*innen im Haushalt, die Arbeiter der Bergwerke und Fabriken waren. In meinem Geburtsort Fürth bei Nürnberg hatte ich erlebt, wie wir als Juden verachtet und ausgegrenzt wurden. Mir schien es, in Südafrika wurden die Menschen wegen der Hautfarbe misshandelt, wie Juden wegen der Reli-

gion. Seitdem war mir jede Intoleranz, jedes Vorurteil, jedes Vergehen gegen die Menschenrechte und Würde ein Gräueltat, das zu bekämpfen ist.

Im Jahr unserer Ankunft, 1936, wusste ich bereits, dass die Oppositionspartei die jüdischen Flüchtlinge ablehnte und die Regierung veranlasst hatte, ein neues Gesetz in diesem Jahr zu erlassen gegen jede jüdische Einwanderung. Gegen das letzte Schiff, das im September mit deutsch-jüdischen Flüchtlingen nach Südafrika segelte, demonstrierten 1.500 Menschen in Kapstadt. Bei der Ankunft wurden die Passagiere mit Parolen wie „Juden raus“ von jugendlichen Mitgliedern der sogenannten „Hemden-Bewegung“ empfangen; in grauen Hemden und kurzen Hosen anstatt braunen. Übrigens wurde die Demo von einem antisemitischen Psychologie-Professor, dem späteren Premierminister Hendrik Verwoerd, angeführt, der als „Architekt der Apartheid“ bekannt wurde.

Während der ab 1948 eingeführten, bis 1990 aufrecht erhaltenen „Apartheid“ hatten Polizisten „Aktivist“ mit „Jude“ identifiziert. Wobei zu sagen ist, dass Juden in der Mehrheit unter den weißen Aktivisten waren. Über die Hälfte der Weißen unter den Angeklagten des bekannten Hochverratsprozess des Jahres 1956 waren Juden, so wie alle Weiße Juden unter den zuerst Angeklagten im berühmten Rivonia-Prozess 1963. Dieser endete mit der lebenslänglichen Gefängnisstrafe für acht Angeklagte, einschließlich Mandela und als einziger Weißer Denis Goldberg. In jedem Aspekt der Opposition gegen Apartheid – politisch, militärisch, gesetzlich, kulturell – waren Juden in beachtlicher Zahl sichtbar. Heute ist die jüdische Gemeinschaft stolz darauf, obwohl sich damals die offizielle Vertretung zurückhaltend verhielt.

Leider ist die lange Geschichte des Kampfes von Jüdinnen und Juden gegen Apartheid im Land heute keine Priorität, abgesehen von verschiedenen Jubiläumsfeiern oder persönlichen Aussagen, sodass die damaligen Bemühungen vieler, also auch Weißer, nicht wirklich bekannt oder verinnerlicht sind. Wahrscheinlich sind die Probleme der Gegenwart zu groß. Dass dabei pro-palästinensische Ansichten und Antisemitismus eine Rolle spielen, ist verständlich. Die Befreiungsbewegung des African National Congress (ANC), Mandelas Partei,

war mit vielen anti-kolonialen Bewegungen verbunden, einschließlich der PLO. Dazu muss man bedenken, dass eine starke Gruppe der sogenannten „Coloureds“ des Kaps seit der Sklavenszeit dem Islam angehören und auch unter der indischen Bevölkerung gibt es neben Hindus Muslime.

Mandela schrieb, er hätte Juden als offener empfunden als die meisten Weißen und er war mit Personen wie Ruth First und ihrem Mann Joe Slovo u. a. Juden befreundet. Ich bin Mandela begegnet, kurz bevor er verraten und inhaftiert wurde. Danach war er fast 30 Jahre im Gefängnis, ich im Exil. Ich durfte erst 1992 wieder nach Südafrika, zuvor wurde ich stets an der Grenze festgenommen, wenn ich in ein Nachbarland wie etwa Lesotho wollte. Nach Mandelas Freilassung begegnete ich ihm wieder in Zimbabwe, danach in Johannesburg. Ich kannte ihn also nicht näher, aber jedes Mal hinterließ er einen tiefen Eindruck. In Zimbabwe erhielt er einen der vielen Doktorhüte, die ihm verliehen wurden. Ich saß in einer der vorderen Reihen mit ANC-Mitgliedern und merkte, wie er einer Rede kaum zuhörte, den Stuhl bewegte, freundlich lächelte und in eine bestimmte Richtung blickte. Beim Umdrehen merkte ich, dass er eine kleine Kindergruppe den Saal betreten sah und mit dieser Kontakt aufnahm! Er war eben ein sehr menschlicher Mensch, der Kinder liebte. In Johannesburg war ich in den 1990er Jahren einmal auf einer Gartenparty, als er eintraf. Es war erstaunlich – er brauchte nichts zu sagen, seine persönliche Ausstrahlung machte ihn sofort zur dominierenden Person im Garten, noch ehe er umherwanderte, um Anwesende zu begrüßen. Ja, auch mich, da ich zufällig neben seinem alten Freund, dem leider bereits an jenem Tag vom Tod gezeichneten ehemaligen Präsidenten Oliver Tambo, saß.

Seine Wahrheits- und Versöhnungskommission erlebte ich nicht in Südafrika. Damals hatte ich mich in den Ruhestand versetzt und lebte in Großbritannien. Die Kommission hatte es nicht geschafft, viele Täter zur Aussage zu ermutigen, auch wenn später einige amnestiert wurden. Trotzdem hatte dieser Prozess ermöglicht, dass kein/e weiße/r Südafrikaner/in sagen kann: Ich habe das nicht gewusst.

Aber: Mandelas Regenbogennation, die Einheit, die am 24. Juni 1995 die gesamte Bevölkerung inspirierte, gibt es nicht.

Versöhnung zwischen Schwarz und Weiß hat noch nicht wirklich stattgefunden. Seit 1994 hat sich viel geändert, und nicht alles zum Guten. Noch immer gibt es rassistische Aussagen und Vorfälle auf beiden Seiten. Seit August 2018 tagt eine Kommission, die die Korruption zu Zeiten des Präsidenten Jacob Zuma untersucht. Mandelas ANC ist in Fraktionen gespalten, die Weißen gehören weiter zu den privilegierten Reichen, eine Umverteilung des Einkommens/Reichtums und ein besseres Leben der Mehrheit ist nicht eingetreten. Ich bin keine Politikerin, nur eine Überlebende, die zwei Unrechtssysteme erlebt hat. Da kein Mensch mit Vorurteilen geboren wird, sondern sich diese durch die Umgebung aneignet, ist es auch möglich, diese abzulegen. Deswegen sage ich, dass jede/r lernen soll, nicht wegzusehen, wenn er/sie sieht, wie Unrecht begangen wird – sondern eingreift. Nach dem Krieg wurden Deutsche von Alliierten kategorisiert, etwa in Täter oder Mitläufer. Ein großer Erfolg war das anscheinend nicht, doch das Wort Mitläufer macht betroffen. Bedeutete es: Menschen, die einfach alles geschehen ließen, was um sie herum geschah? Oder Soldaten, die kriminelle Befehle befolgten, ohne sie zu hinterfragen? Anscheinend war es der Mehrheit gleichgültig, dass Nachbarn plötzlich arbeitslos wurden, auswanderten, kein öffentliches Transportmittel, auch kein Fahrrad, mehr benutzen konnten u.a. – und zuletzt auszogen, um in bestimmten Häusern mit anderen Juden gezwungen waren, unbequem und äußerst beengt zu wohnen, ehe sie zur Deportation abgeholt wurden. Die Mehrheit hatte eben die unendlichen Regeln unter der „Juden-raus-Politik“ nicht zur Kenntnis genommen. Warum sollte sie auch, es ging sie ja nichts an.

In Südafrika war das nicht anders. Apartheid war etwas, das die Politiker eingeführt hatten, was das Leben der Nicht-Weißen einschränkte, sie u. a. zum Teil zum Umzug zwang. Die weiße Minderheit war ja weder schwarz, braun oder olivfarbig. Ich denke, es geht einen an, wenn man Attacken auf Andersgläubige, anders Aussehende, anders Denkende, anders Lebende zulässt. Es geht alle Menschen an, wenn anderen kein Fair Play bewilligt wird. Man muss wach bleiben und handeln. Nur so können Ethik und Demokratie geschützt werden.

## Fair Play – Die Kunst (, die) zählt

Claudia Lücke

*Mit jedem Menschen ist etwas Neues in die Welt gesetzt, was es noch nicht gegeben hat, etwas Erstes und Einziges – ein Zitat von Martin Buber, das ich als Künstlerin gerne ergänzen möchte: ... und in seiner Einzigartigkeit ist er befähigt, Neues und Einzigartiges z. B. in Form von Kunst und Kultur hervorzubringen.*

Schulischer Kunstunterricht übt diesen Umgang mit dem Einzigartigen in der Begegnung mit Kunstwerken, in der individuellen Annäherung an diese und in der Erfahrung, selbst Neues und Einzigartiges schaffen zu können. Dieser Umgang sollte dem Menschen intuitiv möglich sein, da er an sich neugierig ist, Fremdes erkunden möchte, Neues zu begreifen sucht und die Fähigkeit besitzt, kreativ auf Zustände und Wahrnehmungen zu antworten. Diese menschliche Fähigkeit scheint in aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen verloren zu gehen. Kreative Prozesse werden nicht mehr gewürdigt, während gleichzeitig Missstände beklagt und kritisiert werden, die genau in diesem Verlust begründet sind.

Wenn ich also in der Schule Kunst unterrichte, geht es mir vor allen Dingen darum, junge Menschen (wieder) damit vertraut zu machen, Neuem und vielleicht Unverständlichem offen und wertschätzend zu begegnen. Sei es in den Kunstwerken selbst, in den individuell verschiedenen Emotionen und Ansichten zu diesen Objekten oder dem eigenen gestalterischen Experiment.

Intensive und differenzierte Wahrnehmung, wie sie für die Vermittlung und Produktion von Kunst notwendig ist, ist die Grundlage für Empathie, Respekt, Toleranz und Achtsamkeit: Damit wird das Fundament für faires und gerechtes Verhalten gelegt.

Welche Regeln gelten also im Unterricht, um dieses Ziel zu verfolgen?

### **Wahrnehmung braucht Zeit!**

Kunstrezeption verweigert sich dem schnellen Blick und der voreiligen Einordnung in richtig oder falsch, schön oder hässlich. Sie erfordert vielmehr eine differenzierte Annäherung an das, was zuerst unbekannt, verstörend oder unverständ-

lich erscheint. Der perzeptive Einstieg dient dazu, sich einzufühlen, Emotionen zuzulassen und sich ihrer bewusst zu werden. Anfängliche Gefühle wie Verunsicherung, Abscheu, Unverständnis, Ablehnung sind Teil einer ehrlichen und offenen Diskussion, die sich an die Wahrnehmung anschließt. Es ist stets der eigene Anteil, der das Bild vervollständigt: Der Weg in ein tiefergehendes Einfühlen in das Kunstwerk, zugleich Einstieg in das Verständnis der eigenen Person wie auch des Gegenübers.

### **Kunstwerke im Kontext verstehen!**

Das Fremde oder Besondere hat seine Wurzeln in verschiedenen individuellen, gesellschaftlichen oder kulturellen Bedingungen, die mehr oder weniger explizit zum Ausdruck kommen. Das Unverständliche, Sperrige der Kunstwerke wird zum Anlass, sich über unterschiedliche menschliche Bedingungen auszutauschen, und bietet Projektionsfläche für eigene Positionen und Visionen.

*Gedankensturz – Rene, Metallplatte, Ätzung, Übermalung, Collage*



*Trauer – Enesa, Metallplatte, Ätzung, Übermalung, Collage*





*Schubladendenken – Viktoria, Objekt, Collage*

*Als heute Herr Kuzba darüber erzählt hat,  
bekam ich einen totalen Gedankensturz.  
Denn so etwas von einem älteren Mann,  
der das an seinem eigenen Leib gespürt hat  
zu hören, hat mich verwirrt.  
Ich rechne es Herrn Kuzba hoch an,  
darüber zu erzählen. Ich war berührt.  
René*

*Als wir in das ehemalige Konzentrations-  
lager Sachsenhausen gegangen sind und  
uns die Erlebnisse von Herrn Kuzba an-  
gehört haben, waren wir alle geschockt. Wir  
konnten gar nicht glauben, dass Menschen  
so etwas anderen Menschen antun können.  
Enesa*

### Experiment vor Epigonentum!

Im eigenen praktisch-gestalterischen Teil geht es nie darum nachzuzahlen oder den allgemeinen Geschmack zu treffen, sondern darum, das Fremde und Einzigartige in sich selbst zu entdecken. Zielsetzung ist der persönliche Ausdruck, das individuelle Experiment, verbunden mit der Möglichkeit, darüber ins Gespräch zu kommen. Auch untereinander, in der Betrachtung von Arbeiten, gilt: Respekt vor der individuellen Leistung und kein vorschnelles, unbegründetes Urteil. Um diesen Diskurs zu fördern, gehört die Auseinandersetzung mit Schülerproduktionen nicht nur in die Besprechung im Klassenraum, sondern auch in eine geeignete Präsentation im schulischen Umfeld.

Zusätzlich zur methodischen Ebene hat auch die Gegenstandsebene Bedeutung für eine Auseinandersetzung mit Fairness und Gerechtigkeit. Genannt seien hier exemplarisch Arbeiten von Käthe Kollwitz (Zeichnungen und Plastiken wie „Weberaufstand“, „Bauernkrieg“), des Street-Art-Künstlers Banksy (z. B. „Free Zehra Dogan“) oder des Künstlers und Aktivisten Ai Weiwei (z. B. „Human Flow“), die unfaire Zustände und Ungerechtigkeit in ihren Arbeiten veranschaulichen. Diese Anschaulichkeit macht den Einstieg für die meisten erst einmal leichter und trägt deshalb auf den ersten Blick vermeintlich mehr zur Thematik bei. Bedeutsam werden diese Beispiele allerdings erst beim Verlassen der rein betrachtenden

Perspektive. In der praktisch-rezeptiven Annäherung liegt die Möglichkeit, inhaltliche Aspekte individuell nachvollziehbar und erlebbar zu machen und anschließend Erfahrungen und Ideen für eine eigene gestalterische Annäherung zu nutzen. Die Kunstwerke sollen Inspirationsquelle für das eigene Experiment und nicht Kopiervorlage sein.

Wie sich dies in Ergebnissen von Schüler\*innen niederschlagen kann, möchte ich anhand einiger Bildbeispiele aus meiner Tätigkeit an Schulen zeigen. Diese Werke führen eine inhaltliche Auseinandersetzung über menschliches Miteinander und zeigen zudem einen eigenständigen, experimentellen Umgang mit Gestaltung.

Abbildung 1 und 2 auf Seite 56 zeigen die Arbeiten von Schüler\*innen der Gesamtschule Buer-Mitte aus dem Projekt „Spurensuche“. An der Gedenkstätte Sachsenhausen trafen sie Herrn Josef Kuzba, der in diesem ehemaligen KZ fünf Jahre inhaftiert war. Seine Erzählungen und Erinnerung waren Ausgangspunkt für die künstlerisch praktische Arbeit. Kontrastiert werden die Arbeiten mit dem jeweiligen Versuch, in Worte zu fassen, was gestalterisch so viel umfassender nachempfunden werden konnte.

Die weitere Abbildung zeigt die Arbeit einer Schülerin des Schalker Gymnasiums, die im Rahmen der Kunst-AG an einem national ausgeschriebenen Kunstwettbewerb unter dem Motto „Respekt statt Rassismus“ teilgenommen hat.

Die hier gezeigten Arbeiten wurden ausgestellt und ausgezeichnet, nicht nur, weil sie sich auf der inhaltlichen Ebene mit einem wichtigen und vielbeachteten Thema auseinandersetzen, sondern auch, weil ihre Gestaltung Mut zur Einzigartigkeit zeigt.

Kunst im schulischen Kontext ist weit mehr als kontemplativer Gegenpart zu den vermeintlich „wichtigeren“ Fächern, er ist elementar für die Entwicklung gesellschaftlicher Kompetenzen. Wenig hilfreich zur Umsetzung dieser Aufgabe ist der Versuch, das Fach über starre Curricula und prüfbares Wissen aufzuwerten. Das Fach hat seine Berechtigung gerade in seiner Freiheit, seine Stärke liegt in der Ausbildung selbstbewusster Einzigartigkeit und dem toleranten, fairen Umgang damit. Die Aneignung von Wissen auch im Fach Kunst soll damit nicht geschmählert werden, aber Wissen an sich bleibt fruchtlos ohne soziale Kompetenz. Oder um es mit Hubert Markl (Präsident der Max-Planck-Gesellschaft 1996–2020) zu sagen: „Was hätten uns denn Wissensriesen, wenn sie die Gemüter von Zwergen hätten!“

# Hidden Codes – Ein Mobile Game zur Radikalisierungsprävention

Hong Nhung Nguyen



## Gefährliches Spiel mit rechts markierten Symbolen und Codes

Ein scheinbar harmloses Foto von einer feministischen Demonstration geht viral. In den sozialen Netzwerken, in privaten Gruppenchats – überall wird es geteilt und verbreitet sich auf diese Weise rasant. Die Intention ist keine schlechte, denn es geht um Frauenrechte. Was jedoch viele nicht erkennen: Auf diesem Foto befinden sich extremistische Symbole. Diesem Szenario begegnen Jugendlichen nahezu täglich. Außerhalb der klar definierten gesetzlichen Grenzen spielen rechtsradikale Gruppen mit vorhandenen Grauzonen. Rechtsradikale verbreiten ihr Gedankengut mithilfe von rechts markierten Symbolen und Codes, die nicht verboten sind. Ein Beispiel ist die Triskele, ein nordisches Symbol, das jedoch an ein Hakenkreuz erinnert. Unbedachter Umgang mit solchen Inhalten kann zu einer Verharmlosung dieser und einer Verschiebung des Machbaren führen. Wie lernen Jugendliche diese Symbole zu erkennen? Wie lernen sie damit umzugehen, wenn sich Mitschüler\*innen radikalieren?

## Islamistische und rechtsextreme Medienstrategien

Die Mediennutzung stellt die Radikalisierungsprävention vor neue Herausforderungen. Wie die JIM-Studie 2018 zeigt, besitzen 99 % der Jugendlichen zwischen 12-19 Jahren ein Smartphone, 65 % der Mädchen und 77 % der Jungen einen eigenen Computer. Die tägliche Internetnutzung hat sich in den letzten 11 Jahren auf 214 Minuten wochentags verdoppelt. Gleichzeitig spielen soziale Netzwerke eine immer größere Rolle in Radikalisierungsprozessen von Jugendlichen mit nahezu verdoppelten Fallzahlen im Bereich transnationalistischer Extremismus 2018 (BMI). Köhler/Ebner (OCCI 2018) berichten detailliert über das systematische Vorgehen der islamistischen oder rechts-extremen Medienstrategen und betonen, wie dringend dies mit einer Förderung von Resilienz und Aufklärung gekontert werden müsse, um anfällige Internetnutzer\*innen zu schützen. Andere Studien zeigen, dass extremistische Ideen in Sozialen Medien oft versteckt und fragmentarisch, in einer für junge Menschen besonders zugänglichen Sprache verbreitet werden.

## Innovatives Digitalkonzept

Das Mobile Game „Hidden Codes“ der Bildungsstätte Anne Frank bietet mit einem innovativen Digitalkonzept neue pädagogische Möglichkeiten für Schüler\*innen zwischen 13 und 17 Jahren. Das Projekt wird von „Demokratie leben!“ des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend gefördert. In einer fiktiven Social-Media-Umgebung müssen die Spieler\*innen extremistische Codes erkennen und markieren. Das Besondere daran ist, dass die Jugendlichen als Spieler\*in Teil der Peergroup sind und Entscheidungen treffen, die zu einem anderen Spielverlauf führen. Sie schauen die Profile, Posts und Stories der Charaktere an und interagieren mit ihnen: in Form von Likes, Privatnachrichten und auch Gruppenchats. So werden die Spieler\*innen sowohl kognitiv als auch emotional involviert, was zu einem nachhaltigeren Lerneffekt führen kann.

Die ersten beiden Episoden „Emilia“ und „Philipp“ widmen sich der Rechtsradikalisierung. Diese hat im Netz viele Erscheinungen – die verbreitetsten Formen präsentieren wir in den beiden Episoden. Das sind zum einen soziale Netzwerke (z. B. Instagram) und zum anderen die Gaming-Szene. Dabei werden wichtige digitale Themen unserer Zeit angeschnitten: Algorithmen, Filter-Bubbles oder Hacking-Szenarien. Unser Anliegen ist, den Zusammenhang zwischen Radikalisierung und dem Medium Internet abzubilden. Die nächsten beiden Episoden werden sich der islamistischen Radikalisierung widmen, dort auf spezifisch islamistische Symbole und Narrative eingehen und zugleich Gemeinsamkeiten aufzeigen, die sich in den Biografien wiederfinden. Denn hinsichtlich der Radikalisierungsprozesse gibt es auch Gemeinsamkeiten: Identitätsstiftende Anreize, das Narrativ eines Feindbildes und die Illusion, es gäbe einfache Antworten auf komplexe Probleme. Es ist unser Ziel, Jugendliche für diese Inhalte zu sensibilisieren und zur kritischen Auseinandersetzung zu motivieren.



### Fokus Wissensvermittlung

Bei der Entwicklung des Spiels lag der Fokus darauf, die Form der Wissensvermittlung so nah wie möglich an der Lebensrealität der Jugendlichen zu halten. Zum einen sollten die Dialoge zeitgemäße umgangssprachliche Ausdrücke enthalten, zum anderen sollte der Handlungsstrang thematisch an aktuelle Ereignisse anknüpfen. Gleichzeitig war es wichtig, dass die Themen dennoch einen universalen Charakter haben und nicht nach ein paar Jahren schon an Aktualität verlieren. Im Zuge der Prozesse um die App-Entwicklung wurden also immer wieder Jugendliche mit einbezogen und ihre Kritik berücksichtigt. Die Herausforderung lag darin, dass sich die Wissensvermittlung nicht wie klassischer Schulunterricht anfühlt und dabei dennoch die Ernsthaftigkeit des Themas nicht verloren geht. Mit Playing History haben wir einen starken Partner an unserer Seite, der auf die Entwicklung von Lernspielen spezialisiert ist. Spiele sind das beste Medium zur Vermittlung von Inhalten – diesem Credo folgt Playing History bereits seit über zehn Jahren.

Hidden Codes ist für den Einsatz im Schulunterricht oder einem pädagogischen Rahmen gedacht. Die Episoden sind in drei Kapiteln aufgebaut, sodass nach jedem Kapitel Raum für Reflexion gegeben wird. Somit geben wir den Lehrkräften

didaktisches Begleitmaterial an die Hand und bieten Fortbildungen an. Die rechtsradikalen Morde in München, Hanau, Utøya und Christchurch haben alle gemeinsam, dass die Täter\*innen sich online radikalisiert haben. Es sollte daher künftig unser Ziel sein, Jugendliche über die Taktiken und Mittel aufzuklären, die in den sozialen Medien, im Gaming, in Foren und Plattformen genutzt werden, und ihnen Handlungsstrategien aufzuzeigen. Hidden Codes ist dabei ein Novum in der Bildungsarbeit, denn auch wenn es bereits Lernspiele, Quiz-Apps und narrative Games gibt, so ist das Potenzial in der Radikalisierungsprävention, anti-antisemitischen und antirassistischen Bildungsarbeit bei Weitem noch nicht ausgeschöpft. Die Herausforderung liegt darin, den Spagat zu schaffen zwischen realistischen Radikalisierungsbiografien und der Rücksicht gegenüber Betroffenen, um Re-Traumatisierung zu vermeiden. Umso wichtiger war die enge Zusammenarbeit zwischen inhaltlichen Expert\*innen, Game-Entwickler\*innen und pädagogischen Mitarbeitenden.

- [www.hidden-codes.de](http://www.hidden-codes.de)
- [www.bpb.de/lernen/digitale-bildung/werkstatt/327064/hidden-codes-mit-serious-games-gegen-radikalisierung-vorgehen](http://www.bpb.de/lernen/digitale-bildung/werkstatt/327064/hidden-codes-mit-serious-games-gegen-radikalisierung-vorgehen)
- [www.demokratie-leben.de/magazin/magazin-details/handy-spiel-hidden-codes-vermittelt-wissen-ueber-radikalisierung-im-netz-77](http://www.demokratie-leben.de/magazin/magazin-details/handy-spiel-hidden-codes-vermittelt-wissen-ueber-radikalisierung-im-netz-77)
- <https://games-im-unterricht.de/games/hidden-codes>
- <https://deutscher-computerspielpreis.de/gewinner/hidden-codes/>





## Einmal Geodreiecke aus Maisstärke, bitte! Fladen: Ein fairer Laden in der Schule

Matthias Flüß

**Erinnern Sie sich einmal kurz, wo Sie zuletzt eingekauft haben: Fußbälle? – Am besten die von Adidas oder Nike! Haben Sie auch daran gedacht, zu welchen Bedingungen diese in Akkordarbeit produziert werden?**

Bei H&M und Primark freut man sich über die Tüten an Kleidung, die man für wenig Geld erhält. Wer denkt da schon an die Kinderarbeit, mit der beide Firmen in Verbindung gebracht werden? Diese Gedankenlosigkeit setzt sich in jedem Bereich fort, in dem wir uns wie eine Shopping-Queen fühlen wollen. Schülerinnen und Schüler der Gesamtschule Recklinghausen Suderwich reichte es nicht mehr, nur mal in der siebten oder neunten Klasse über das Thema Fairer Handel zu sprechen.

„Wir lernen in den Unterrichtsstunden viel darüber, wie unsere Shoppingtour sich auf Menschen in Myanmar auswirkt. Aber wenn wir ehrlich zu uns sind: Sobald die Schulglocke ertönt, zählt nur noch Marke oder Preis“, erklärt Monique Kratzke, Gründerin der Schülerfirma FairerLaden.

30 Schülerinnen und Schüler (Jg. 6-12) machten sich 2018 auf den Weg, ihr eigenes Unternehmen zu gründen. Sie vertreiben alles, was das Schülerherz begehrt oder zu Hause vergisst. Geodreieck verschwunden? Keinen Schreibblock dabei? Tintenpatrone schon wieder leer? Kein Grund zur Panik. Denn im FairenLaden der Schule, kurz: FLaden, finden sie genau diese Produkte. Dabei standen Nachhaltigkeit und Fairness ganz oben in ihrem Wertekanon. Das Geodreieck wird aus Maisstärke produziert, Kugelschreiber aus Altpapier und für den süßen Zahn finden die Kunden „die gute Schokolade“ von der Initiative ‚Plant for the Planet‘.

Begonnen hat das Projekt mit einer Initiative der beiden Lehrkräfte Matthias Flüß und Anna Stillitano. Gemeinsam mit Schülerinnen und Schülern entwickelten sie über ein halbes Jahr das heutige Konzept des FLadens. Dabei forschten Jungunternehmer auf dem eigenen Schulgelände, befragten 600 Schülerinnen und Schüler nach ihren Wünschen und ihrem Kaufverhalten. Monique und Lilien, als damalige



Firmenleitung, handelten beim Förderverein eine Anschubfinanzierung aus, mit der sie ihr Produktsortiment auf- und ausbauen konnten. Die Produkte wurden jedoch nicht einfach beim nächsten Markt um die Ecke eingekauft. Schülerinnen und Schüler forschten analog bei Händlern in Recklinghausen, stellten online Anfragen. Immer im Hinterkopf: Die Kaufentscheidung sollte von der Frage abhängen, wie das jeweilige Produkt hergestellt wird. Es entstand ein überschaubares Portfolio von Produkten, deren Herstellungsart genau beschrieben werden konnte.

Wussten Sie, dass für einen neuen Collegenblock mit strahlend weißem Papier ca. 900 Liter Wasser verbraucht werden? Aus diesen Überlegungen entstand eine weitere Produkt-Anordnung: nach dem Verbrauch

von Wasser im Herstellungsprozess. Durch Recyclingpapier können so ohne weiteres 80 % des Wasseraufwandes eingespart werden.

Faire Bildung, Eigeninitiative und Lernen in der Lebenswelt waren den beiden Lehrkräften nicht genug. „Wir wollten kein Unternehmen gründen, bei dem die Schülerinnen und Schüler in die Rolle von Mit- oder gar Zuarbeitern rutschen. Unser Lernziel konnte nicht von Selbstwirksamkeit und Lernen durch Handeln sprechen, wenn wir unserem Team am Ende die Entscheidungskompetenz rauben“, erklärt Matthias Fließ.

Diese Kompetenz allen Schülerinnen und Schülern zu übertragen, war ein Experiment, doch sie übertrafen auch hier alle Erfahrungen. Gemeinsam einigten sie sich zwar auf eine Firmenhierarchie mit Bereichsleitern und einer Gesamtleiterin. Jedoch geben diese nur die Entwicklungsschwerpunkte vor und tragen besondere Verantwortungen in ihrem Bereich. Entscheidungen zu Neueinführung, dem eigenen Lohn, Arbeitszeiten oder Regeln zur Kündigung können nur von der Mehrheit des gesamten Teams entschieden werden. Kritisch könnte man hier nachfragen, wozu es dann Lehrer\*innen braucht. Nicht abwegig – jedoch geht diese Rolle einher mit dem Grundgedanken in diesem Projekt. Die Schüler\*innen, gerade die jungen Lernenden in Führungspositionen treffen auf eine Verantwortung und Selbstständigkeit, die sie zuvor nie erlebt haben.

Damit ändern die Lehrenden ihre Dienstbezeichnung in Unternehmensberater: Sie coachen die Schüler\*innen. Z. B. eine Konferenz mit 30 Teammitgliedern zu leiten, ist eine riesige Herausforderung: In Einzelgesprächen gibt es Tipps und Hinweise. Den Verkauf zu organisieren, neue Produkte einzuführen, Werbung zu gestalten: Zu vielen Themen fanden weitere Gruppen- und Einzelgespräche statt, Denkanstöße wurden in den Raum geworfen, immer mit der Möglichkeit, auch Fehlentscheidungen zu treffen.

Von nun an baute das Team in jeder Mittagsfreizeit die Tische in der Pausenhalle auf. Anfangs noch ganz klein; es wirkte wie ein Flohmarktstand. Doch das Projekt nahm schneller Fahrt auf als gedacht. Das Zweijahresziel war schon nach sechs



Monaten erreicht. WDR Lokalzeit wollte das Team einen Arbeitstag lang begleiten. Mit dem Wachsen des Unternehmens wurden Fragen der Buchhaltung und Personalorganisation immer wichtiger. Gemeinsam fragte man beim örtlichen Steuerbüro an und bat um einen Workshop zu diesem Thema.

„Meine Eltern staunten nicht schlecht. Jede Woche erklärte ich ihnen, dass ich etwas länger in der Schule blieb. Das Lager musste aufgeräumt, die Kasse geprüft werden. Freitags, wenn die Schule schon leer war, trafen wir uns zur Firmensitzung im Computerraum. Das waren ziemlich hitzige Diskussionen. Einmal ging es darum, weshalb das „Fairtrade-COCOA“-Siegel nicht ausreicht, auch wenn wir mit der Schokolade den meisten Gewinn machen“, erklärt Calvin rückblickend.

Der FaireLaden hat es geschafft, die Grenzen zwischen Unterricht und Lebenswelt zu sprengen. Diesen Aspekt hebt auch Claudia Slowick, Schulleiterin der Gesamtschule Recklinghausen Suderwich, hervor: „Die Schülerinnen und Schüler erhalten durch die Mitarbeit im Fladen eine hervorragende Möglichkeit, das Prinzip *global denken – lokal handeln* ganz praktisch im Rahmen der schulischen Arbeit zu erproben und zu reflektieren. Flankiert von ihren Lehrern, können sie echte Erfahrungen sammeln und die Komplexität unternehmerischer Entscheidungen und Verantwortung erleben.“

Das Engagement in der Schülerfirma begründet sich durch hohe Selbstverantwortung und Selbstwirksamkeit. Der Idealismus formt den Wertekanon ihrer Firma und prägt den Wert ihrer Arbeit. Sie studieren Produktsiegel und deren Versprechen, um zu prüfen, inwieweit sie zum Leitbild ihres FLadens passen. Dabei verändern sie nicht nur ihr eigenes Weltbild, sondern schlüpfen in jedem Verkaufsgespräch in die Rolle eines Botschafters für faire Produktion und fairen Handel.

Gilt die Faire Botschaft nur für die Schule? Anfangs war genau das der Auftrag, den sich die junge Truppe stellte. Mit dem eigenen Erfolg wuchs jedoch das Interesse der Welt außerhalb der Schule: Die benachbarte Grundschule wünschte sich eine Präsentation und wurde zum Stammkunden der Schülerfirma. Auf dem Fest der Kulturen (80.000 Besucher\*innen) begeisterte der FLaden Menschen für das Thema; auf dem örtlichen Weihnachtsmarkt wurde zwischen Würstchenbuden und Kleinkunstläden über Wasserverbrauch und nachhaltigen Konsum diskutiert.

„Die Coronaphase hat uns sehr ausgebremst“, erklärt Matthias Fließ. „Aber mit dem Team freuen wir uns riesig auf den Neustart in diesem Projekt.“



# Die Drei-Religionen-Schule in Osnabrück

Lea Mor

**Manchmal erfordert die Lösung eines Problems Kreativität, neue Ideen, ja eine Vision. So geschehen in den 2010er-Jahren, als die Zukunft der Johannisschule wegen sinkender Schülerzahlen ungewiss wurde.**

Im Rahmen vieler Diskussionen mit Oberbürgermeister Pistorius, Vertretern der Stadtverwaltung, Vertretern der religiösen Gemeinden und Verbände entstand die Idee, eine besondere Schule zu schaffen, etwas in Deutschland Einzigartiges: die Drei-Religionen-Schule, eine Grundschule für Kinder der drei monotheistischen Religionen – christlich, jüdisch, muslimisch. Was folgte, war die Umwandlung der Johannisschule als städtische, katholische Grundschule in eine trialogische Grundschule. Im September 2012 war es dann so weit: Die ersten Schulanfänger\*innen der neuen Drei-Religionen-Schule wurden eingeschult.

**Was unterscheidet diese Schule nun von anderen Grundschulen?**

Das Konzept der Schule bezieht sich sehr stark auf die religiöse Erziehung der Kinder.

Diese werden zwei Stunden pro Woche von Religionslehrer\*innen in ihrer eigenen Religion unterrichtet. Darüber hinaus lernen die Kinder gezielt von den Mitschüler\*innen über deren Religion. An Projekttagen werden z. B. die Feiertage der verschiedenen Religionen erarbeitet, kleine Theaterstücke eingeübt und den anderen Kindern präsentiert. Im Herbst bauen die Kinder eine Sukka für das Laubhüttenfest. Die Kinder sprechen über die Werte ihrer jeweiligen Religion: Welche Bedeutung hat die Schöpfung? Welche Rechte haben Kinder? Welchen Stellenwert haben Tiere? Wie betest du? Wie sieht dein Gebetsraum aus? In welcher Sprache betest du? Gemeinsame Ausflüge, gemeinsames Singen und Basteln gehören zum Schulalltag.

Dieses Konzept des Lernens mit und von den Mitschüler\*innen lernen, oft auf spielerische Art, soll dazu beitragen, die eigene religiöse Identität zu stärken und weiterzuentwickeln und gleichzeitig Toleranz gegenüber anderen Weltanschauungen einzuüben. Es ist eine Binsenweisheit, dass Wissen Vorurteile zwar nicht immer verhindern, aber doch abbauen kann.

Dieses Konzept des Wissens, der Toleranz und des Respekts gegenüber den anderen lässt sich natürlich nur mit einem engagierten und von der Aufgabe überzeugten Kollegium umsetzen: Schulleiterin Birgit Jöring und alle Kolleg\*innen sind im Hinblick auf die wichtigsten Feiertage der verschiedenen Religionen geschult und können den Fragen der Kinder kompetent begegnen. Für die Jüdische Gemeinde in Osnabrück hat die Schule eine besondere Bedeutung. Zum einen, weil der Gedanke ‚Zusammen gegen Antisemitismus‘ dort gelehrt und gelebt wird, zum anderen, weil die Kinder eine Menge Wissen über ihre eigene Religion und die der \*innen mitbringen und in der Lage sind, altersgemäß ihre religiöse Position zu vertreten. Manche legen ihre Scheu ab, sich als Jüdin oder Jude auch öffentlich zu erkennen zu geben, indem z. B. die Jungen eine Kippa tragen. Z. Zt werden in der Drei-Religionen-Schule 153 Kinder, darunter auch Kinder ohne Religionszugehörigkeit, von 35 Lehrer\*innen unterrichtet. Verpflegt werden die Kinder entsprechend den Vorschriften ihrer Religion auch mit koscherem bzw. Halal-Essen. Das Konzept der Drei-Religionen-Schule passt sehr gut zum Ruf der Stadt als ‚Friedensstadt‘. Hier arbeiten Pädagog\*innen, Eltern und Schüler\*innen gemeinsam daran, voneinander zu lernen, Toleranz und Respekt zu vermitteln und selbst zu üben.

# Die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Osnabrück

**Die GCJZ Osnabrück wurde im Juni 1980 gegründet. Die Vorbereitungen und Planungen für die recht späte Gründung hatten längere Zeit in Anspruch genommen: Man wollte abwarten, bis die Jüdische Gemeinde wieder angewachsen war, um eine stärkere Gemeinschaft als Gesprächspartner zu haben, denn nach der Shoah waren nur sechs Juden hierher zurückgekehrt.**

1969 waren es immerhin 64 Mitglieder, die der Gemeinde im Regierungsbezirk Osnabrück angehörten, davon lebten 25 in der Stadt. Mit dem Bau der Synagoge begann hier ab 1969 langsam wieder jüdisches Gemeindeleben. Auf diesen Grundlagen entwickelte sich dann die GCJZ ab ihrer Gründung 1980 zu einer wachsenden und aktiven Gesellschaft. Zunächst bestand ihr Programm überwiegend aus Bildungsveranstaltungen – insbesondere Vorträge und Reisen in europäische Zentren jüdischen Lebens. Später entwickelte sich aufgrund ihrer Initiative, die dann weitere Kreise zog, eine rege Gedenkkultur, überwiegend von der Stadt getragen. 2004 wurde am Standort der alten Synagoge das Mahnmal eingeweiht, an dem jedes Jahr am 9. November ein Gedenken stattfindet. Auch die Benennung des Rabbiner-Marc-Stern-Wegs auf Anregung der GCJZ zeigt, dass jüdisches Leben in Osnabrück wieder angekommen ist.

Gleichzeitig wurde die Beschäftigung mit den Zeitzeug\*innen immer wichtiger. Nicht nur die Überlebenden aus der Osnabrücker Gemeinde wie z. B. Erna de Vries, Ewald Aul und Irmgard Ohl berichteten aus ihrem Leben. Auch die aus Osteuropa neu hinzugekommenen Juden mit ihren oft sehr schweren Schicksalen fanden immer mehr Empathie und Wertschätzung. Ihnen verdanken wir viele eindrucksvolle und unvergessene Begegnungen, vor allem die intensiveren Anfragen an die Geschichte und deren Aufarbeitung. Sie bilden einen wachsenden Anteil an der Erinnerungskultur. Begegnungen mit Mitgliedern der Jüdischen Gemeinde fanden aber auch in anderer Weise statt, z. B. bei Tagesfahrten oder im Arbeitskreis zu Fragen des Antisemitismus. Darüber hinaus entwickelte die GCJZ im Laufe der Jahre ökumenisch und mit verschiedenen Kooperationspartnern ein vielseitiges kulturelles Programm, das

mit seinem Bildungsansatz nicht nur die Mitglieder, sondern auch viele interessierte Bürger erreichte. Einige Projekte seien hier beispielhaft skizziert.

Mit zwei Chagall-Ausstellungen, Konzerten, Lesungen und Vorträgen öffnete sich die Jüdische Gemeinde einem größeren Publikum. Die Aufführung mehrerer Händel-Oratorien (Judas Maccabäus, Joshua) in der Kirche St. Johann zeigte die kulturelle Verbundenheit der jüdischen und christlichen Kultur. Auch der von der GCJZ gegründete Kinderchor „Hava Nashira“ macht eine erfreuliche Arbeit und tritt bei manchen Gelegenheiten auf. Eine Fahrt nach Hamburg zum Jüdischen Friedhof Altona und eine Foto-Ausstellung über ihn mit ausführlichem Begleitprogramm führte uns in die Welt der Sepharden mit ihrer hohen Kultur, aber auch zu Moses und Fromet Mendelssohn sowie zu Glückel von Hameln. Das jährliche Bibelgespräch ist ein Teil des interreligiösen Dialogs und erfreut sich gerade im kirchlichen Bereich großer Beliebtheit. Trotz des in der Friedensstadt Osnabrück bereits vielfältig geführten interreligiösen Dialogs wird die intensive Beschäftigung mit einem Bibeltext als wichtig empfunden und soll weiter ausgebaut werden. Besondere Highlights sind die jährlich stattfindenden Konzerte von Live-Musik-Now Münsterland, die nach dem Motto Menuhins handeln: „Musik heilt, Musik tröstet, Musik bringt Freude“. LMN machte dann auch den Anfang, die Kompositionen von Lev Lessine zu entdecken und aufzuführen: Er kam 1985 aus Leningrad nach

Osnabrück und gehörte zur Gemeinde. Die internationale Besetzung mit hochbegabten Musikstudent\*innen kommt gut an, und die offene und gastfreundliche Atmosphäre der Gemeinde macht jede Begegnung dort zu einem besonderen Erlebnis. Dank der engen Beziehung zur Alfred-Gong-Gesellschaft ist der „vergessene Holocaust“ Osteuropas ins Blickfeld gerückt. Czernowitz und die Bukowina sind weitere Themen, denen wir uns gewidmet haben. Damit sind wir in diese besondere Welt des osteuropäischen Judentums immer wieder eingetaucht und sind uns die Dichter der Bukowina auch in der Gedenkkultur wichtig geworden.

Das von der GCJZ ins Leben gerufene Projekt „Judentum begreifen“ nahm 2007 seine Arbeit auf, geht seitdem regelmäßig an Schulen und vermittelt dort im Unterricht „Jüdisches Leben heute in Deutschland“ mit seinen vielfältigen Facetten. Mehr als 45 Schulen und über 12.000 Schüler hat der inzwischen selbständige Verein erreicht und damit wesentliche Präventionsarbeit gegen Antisemitismus geleistet. In Osnabrück, der Stadt des Westfälischen Friedens, hat der interreligiöse Dialog einen besonderen Platz. In diesem Kontext wird auch die GCJZ mit ihren besonderen Anliegen wahrgenommen und geschätzt. Dieses Klima des Friedens und der Wertschätzung wird unsere Arbeit auch in der weiteren Zukunft unterstützen und das gute Miteinander der unterschiedlichen Kulturen fördern.



# Zu den Autor\*innen



**Dr. phil. Georg Michael Hafner**, Jg. 1947, studierte Kunstgeschichte und Germanistik, war Abteilungsleiter der Redaktion „Politik und Gesellschaft“ beim Hessischen Rundfunk (Fernsehen) und Kommentator bei den ARD-Tagesthemen. Vielfach ausgezeichnet (Bayer. Fernsehpreis, Adolf-Grimme-Preis, Prix Europa). **S. 7**



**Esther Schapira**, Jg. 1961, studierte Germanistik, Theater-, Film- und Fernsehwissenschaften, war Redakteurin für „Politik und Gesellschaft“ beim Hessischen Rundfunk. Auszeichnungen u. a.: Elisabeth-Selbert-Preis, Dt. Kritikerpreis, Rias Fernsehpreis. Schapira / Hafner erhielten 2007 zusammen die „Buber-Rosenzweig-Medaille“. **S. 7**



**Ruth Weiss**, Jg. 1924, geboren als Ruth Loewenthal in Fürth, 1936 Emigration nach Südafrika, später Tätigkeiten in London und Südafrika u. a. als Wirtschaftsjournalistin; später schriftstellerische Arbeiten (Sachbücher und Romane) und Vortragsreisen, lebt in Dänemark. **S. 54**



**Pfarrer Peter Noss**  
Referent für Interrel. Dialog, Schwerpunkt Judentum / Naher Osten im Zentrum Ökumene EKH/EKKW. Studium in Bochum, Heidelberg, Berlin. Vikariat in Berlin und Washington D.C., theologische Promotion „Martin Albertz“. Mitarbeiter im „Institut Kirche und Judentum“ Berlin (1995), Lehrauftrag an der RUB/Ev. Hochschule Bochum (2000–2015), Pfarrer in Gemeinden in Unna, Bochum und Gelsenkirchen, Referent Ökumene Dialog Dekanat Wetterau (2017–21), Vorstand Arbeitskreis „Kirche und Sport“. **S. 20**



**Lorenz Peiffer**, Jg. 1947, Prof. em. für Sportpädagogik, Sporthistoriker; Studium in Göttingen, Promotion in Braunschweig und Habilitation in Münster, geschäftsführender Direktor der Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover, Forschungsschwerpunkte: Fußball und Turnen, Sport in der Zeit des Nationalsozialismus; Auszeichnung: Dr.-Bernhard-Zimmermann-Medaille 2014, Mitherausgeber der Fachzeitschrift „SportZeiten“. **S. 50**

Foto: Mozamaniac, [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Lorenz\\_Peiffer.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Lorenz_Peiffer.jpg)



**Dirk Frenking**, Jahrgang 1962, seit 1993 im richterlichen Dienst des Landes Nordrhein-Westfalen, seit 2008 Richter am Oberlandesgericht in Hamm; 2014–2017 an die Justizakademie des Landes NRW abgeordnet zur Leitung der Dokumentations- und Forschungsstelle „Justiz und Nationalsozialismus“ mit Forschungsschwerpunkt: die verspätete strafrechtliche Aufarbeitung der nationalsozialistischen Gewaltverbrechen in der Bundesrepublik Deutschland. **S. 38**



**Christian Gaum**, Magisterstudium (Sportwissenschaften und Soziologie), Promotion 2014 zum Dr. phil. an der Goethe-Universität in Frankfurt, wissenschaftlicher Mitarbeiter, seit 2017 Vertretung der Professur für Sportpädagogik und Sportdidaktik in Kiel, danach Marburg; Arbeitsschwerpunkte u. a. Fairness-erziehung und olympische Erziehung, Werte und Vorbildfunktion im Sport. **S. 41**



**Dr. Henry Wahlig**, geb. 1980 in London/Kanada. Studium der Geschichtswissenschaft in Düsseldorf, Vancouver und Lausanne. 2008–2015 Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Leibniz Universität Hannover, dort Promotion mit einer Arbeit über die jüdische Sportbewegung in NS-Deutschland bei Prof. Lorenz Peiffer (Hannover) und Prof. Moshe Zimmermann (Jerusalem). Seit Oktober 2015 Leiter des Kultur- und Veranstaltungsprogramms im Deutschen Fußballmuseum in Dortmund. Bis heute zahlreiche weitere Publikationen und Projekte zur Geschichte der Juden im deutschen und europäischen Sport. **S. 24**

**Pia Döpfer**, 24 Jahre, Mathematik-Studentin und Teilnehmerin eines Freiwilligenjahres in Israel für die Arbeit mit Menschen mit Behinderungen. **S. 36**

**Silvi Behm**, Studium der Theologie und Sonderschulpädagogik, mehrjähriger Aufenthalt mit der Familie in Deutschland; Religionspädagogin des Landesverbandes der jüdischen Gemeinden in Westfalen und Lippe; 1998 Rückkehr der Familie nach Israel, seit 2000 Leiterin der Deutschen Abteilung im Beit Rutenberg Institut in Haifa, pädagogische Begleitung der DIV-Volontäre während ihres Dienstes in Israel. **S. 36**



**Dr. Torsten Lattki** ist Studienleiter für interreligiösen Dialog und gegen Antisemitismus beim DKR. Zuvor arbeitete er im Jüdischen Museum Augsburg Schwaben und wurde mit der Arbeit „Benzion Kellermann. Prophetisches Judentum und Vernunftreligion“ promoviert. **S. 46**



**Christine Grewe**, Studium der Geschichte und Politikwissenschaft an der Universität Osnabrück. Es folgten Projekte und freiberufliche Tätigkeiten im Bereich der Kommunalen Entwicklungszusammenarbeit und nachhaltigen Stadtentwicklung, u. a. für die Stadt Osnabrück. Seit 2001 ist sie im Büro für Friedenskultur der Stadt Osnabrück im Fachbereich Kultur tätig, dessen Leitung sie 2018 übernommen hat. **S. 44**  
Foto: Angela von Brill



**Rabbiner Dr. Jehoschua Ahrens** ist Director Central Europe des Center for Jewish-Christian Understanding and Cooperation in Jerusalem. Zuvor Rabbiner in Sofia, Zürich, Düsseldorf und Darmstadt. Studium in Ramat Gan, Budapest, Cambridge und Luzern. Mitglied im Vorstand des DKR. **S. 10**



**Allon Sander**, geb. 1968 in Israel, nach dem Studium der Politikwissenschaft als Journalist tätig für diverse israelische und deutsche Medien. Themenschwerpunkte sind (Sport)Politik, Wirtschaft, jüdische Geschichte und jüdisches Leben. Vorsitzender der GCJZ Siegen. **S. 26**



**Ilona Klemens**, Pfarrerin und seit 2019 Generalsekretärin des DKR. Davor Hochschulpfarrerin in Mainz und viele Jahre Pfarrerin für Interreligiösen Dialog in Frankfurt. Initiatorin des Frankfurter Rates der Religionen. **S. 22**



**Prof. Dr. Michael Roth**, geb 1968 in Marburg (Lahn), Studium der Theologie von 1998–1994 in Tübingen und Bonn; 1994 Examen in Bonn, 1997 Promotion, 2001 Habilitation, 2006 apl. Prof. in Bonn, seit 2015 Lehrstuhl für Systematische Theologie und Sozialethik an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Forschungsschwerpunkte: Grundfragen der Ethik, Ethik des Sports, Erschließung der gegenwärtigen Relevanz lutherischer Theologie. **S. 52**



**Claudia Lüke**, geb. 1962, Studium Kunst und Biologie, 1. und 2. Staatsexamen; seit 1991 freischaffend. Diverse Stipendien, Auszeichnungen und Arbeitsaufenthalte (Schweden, USA, Australien). Diverse Lehrtätigkeiten, derzeit Schalker Gymnasium, Gelsenkirchen. **S. 46**



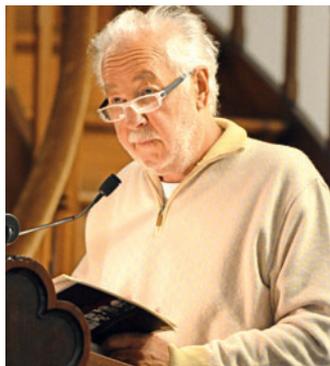
**Manfred Lämmer**, Jg. 1943, Sporthistoriker, Professor em. Dt. Sporthochschule Köln; Forschungsschwerpunkt u. a.: Sport in der jüdischen Geschichte; langjähr. Koordinator Sporthochschule – Wingate Institute for Physical Education and Sport, Netanja/IL; Projekte zur Entwicklung der dt.-israelischen Beziehungen; 1972–2004 inhaltlich-wissenschaftliche Begleitung der Olymp. Spiele (Dt. NOK); Direktionsmitglied Dt. Olymp. Institut und Dt. Olymp. Akademie; Jury-Vorsitzender Dt. Fair-Play-Preis. **S. 12**



**Rien van der Vegt, Pastor.** Geschäftsführer der GCJZ-Hamburg und Studienleiter beim „Lehrhaus Hamburg“. Mitglied im Vorstand des DKR. **S. 17**



**Hong Nhung Nguyen**, Projektleiterin Serious Games / BS Anne Frank, MA Politik und Soziologie **S. 58**



**Ludger Joseph Heid**, Historiker, Forschungsaufenthalt in Israel, nach Tätigkeit als Lehrer Promotion 1981, Habilitation 1993 über ost-jüdische Proletarier in Deutschland, Publikationen zur Sozialgeschichte, der Arbeiterbewegung und zur deutsch-jüdischen Geschichte; Lehrauftrag und Vortragstätigkeit, Mitherausgeber der Reihe „Campus Judaica“. **S. 28**  
Foto: Krd, [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Ludger\\_Heid\\_01.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Ludger_Heid_01.jpg)



**Matthias Flüb**, Jg. 1988, Lehramtsstudium mit den Fächern Deutsch und Sozialwissenschaften, Tätigkeit an der Gesamtschule Recklinghausen Suderwich, Referent für Demokratieerlernen; weitere Projekte: Do it yourself Schülerdemonstration gegen Rassismus (mehrfach auf Bundesebene ausgezeichnet) **S. 60**



**Rabbinerin Dr. Ulrike Offenber** stammt aus Berlin, ist Historikerin, Judaistin und Übersetzerin. Seit dem Abschluss ihres Rabbinstudiums am Hebrew Union College in Jerusalem 2016 ist sie Rabbinerin der Jüdischen Gemeinde Hameln. Sie unterrichtet in verschiedenen akademischen, jüdischen und interreligiösen Kontexten und engagiert sich im jüdisch-feministischen Netzwerk Bet Debora sowie bei den „Women of the Wall“ in Jerusalem. **S. 18**



## Arbeitsschwerpunkte

### Woche der Brüderlichkeit

Seit 1952 veranstalten die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit im März eines jeden Jahres die Woche der Brüderlichkeit. In allen Teilen des Landes werden aus diesem Anlass Veranstaltungen durchgeführt, um auf die Zielsetzung der Gesellschaften und auf ihr jeweiliges Jahresthema hinzuweisen. Die Zentrale Eröffnungsfeier wird vom Fernsehen übertragen.

### Buber-Rosenzweig-Medaille

Seit 1968 verleiht der Deutsche Koordinierungsrat während der Zentralen Eröffnungsfeier zur Woche der Brüderlichkeit die Buber-Rosenzweig-Medaille. Ausgezeichnet werden Personen, Institutionen oder Initiativen, die sich insbesondere um die Verständigung zwischen Christen und Juden verdient gemacht haben. Die Medaille wird in Erinnerung an die jüdischen Philosophen Martin Buber und Franz Rosenzweig verliehen.

### Tagungen, Publikationen, Begegnungen

Mehrfach im Jahr finden Tagungen zu zentralen Fragen statt, die sich mit der Zielsetzung und Arbeit der Gesellschaften befassen. Themenhefte, Arbeitshilfen, Tätigkeitsberichte und sonstige Publikationen dienen der Information und Kommunikation. Dem solidarischen Handeln und der persönlichen Begegnung zwischen Juden und Christen in der Bundesrepublik, in Israel oder anderswo kommen besondere Bedeutung zu.

### Arbeit mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen

Das Forum Junger Erwachsener vertritt als Arbeitsgemeinschaft die Interessen der 18- bis 39-jährigen Mitglieder der Gesellschaften, gibt Anregungen für die Arbeit mit jungen Erwachsenen und führt eigene Veranstaltungen durch.

Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit sind in der Bundesrepublik Deutschland nach der Befreiung vom nationalsozialistischen Unrechtsstaat entstanden.

Sie wissen von der historischen Schuld und stellen sich der bleibenden Verantwortung angesichts der in Deutschland und Europa von Deutschen und in deutschem Namen betriebenen Vernichtung jüdischen Lebens. Begründet in der biblischen Tradition folgen sie der Überzeugung, dass im politischen und religiösen Leben eine Orientierung nötig ist, die Ernst macht mit der Verwirklichung der Rechte aller Menschen auf Leben und Freiheit ohne Unterschied des Glaubens, der Herkunft oder des Geschlechts.

### Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit setzen sich ein für

- Verständigung und Zusammenarbeit zwischen Christen und Juden bei gegenseitiger Achtung aller Unterschiede,
- Erinnerung an die Ursprünge und Zusammenhänge von Judentum und Christentum,
- Selbstbesinnung in den christlichen Kirchen hinsichtlich der in ihnen theologisch begründeten und geschichtlich verbreiteten Judenverachtung und Judenfeindschaft,
- Bewahrung der noch erhaltenen, vielfältigen Zeugnisse jüdischer Geschichte,
- Entfaltung freien, ungehinderten jüdischen Lebens in Deutschland,

- Achtung der Eigenständigkeit ethnischer Minderheiten,
- Solidarität mit dem Staat Israel als jüdische Heimstätte.

### Sie wenden sich deshalb entschieden gegen

- alle Formen der Judenfeindschaft, religiösen Antijudaismus, rassistischen und politischen Antisemitismus sowie Antizionismus,
- Rechtsextremismus und seine Menschenverachtung,
- Diskriminierung von Einzelnen und Gruppen aus religiösen, weltanschaulichen, politischen, sozialen und ethnischen Gründen,
- Intoleranz und Fanatismus.

Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit sind offen für alle, die für diese Ziele eintreten. Zur Verwirklichung ihrer Ziele beteiligen sie sich an der allgemeinen Erziehungs-, Bildungs- und Jugendarbeit. Sie sind bereit zur Zusammenarbeit mit Gruppen und Parteien, privaten und öffentlichen Einrichtungen, die sich ähnlichen Aufgaben verpflichtet haben.

Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit haben sich im Deutschen Koordinierungsrat zusammengeschlossen, um ihren Aufgaben und Zielen gemeinsam besser gerecht zu werden.

(Präambel, 1994)

## IMPRESSUM

HERAUSGEBER:  
Gesellschaften für  
Christlich-Jüdische Zusammenarbeit  
DEUTSCHER KOORDINIERUNGSRAT E.V.  
Postfach 14 45, D-61214 Bad Nauheim  
Telefon: 06032 / 9111 - 0, Fax: 9111 - 25  
www.deutscher-koordinierungsrat.de  
info@deutscher-koordinierungsrat.de

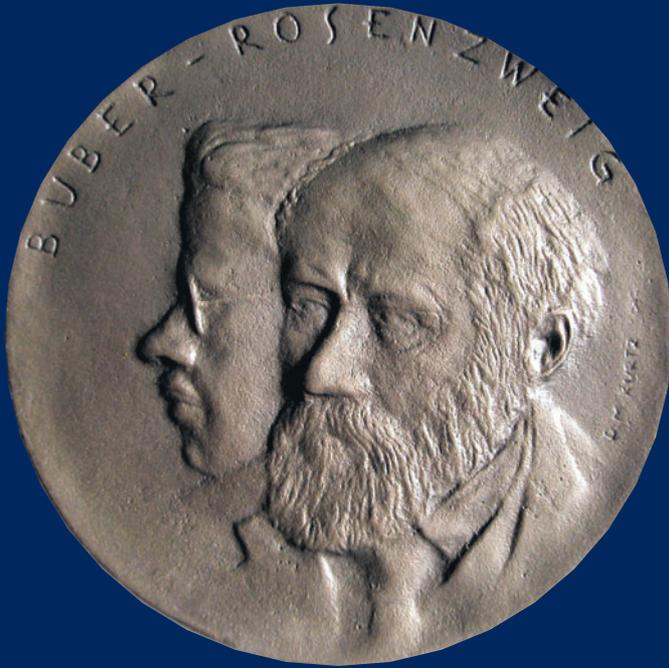
REDAKTION:  
Gerda E.H. Koch, Dr. Bettina Kratz-Ritter,  
Rien van der Vegt, Ilona Klemens (verantw.)  
LEKTORAT: Dr. Torsten Lattki  
GESTALTUNG:  
Schwanke & Raasch visuelle kommunikation  
TITELBILD: iStockphoto/SDI Productions

# Die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit



Aachen	Heidelberg	Oberbergische
Augsburg	Herford	Oberschwaben
Bad Kreuznach	Hersfeld/Rotenb.	Offenbach
Bayreuth	Hochtaunus	Old. Münsterland
Berlin	Karlsruhe	Oldenburg
Bielefeld	Kassel	Osnabrück
Bonn	Koblenz	Ostfriesland
Bremen	Köln	Paderborn
Celle	Konstanz	Pfalz
Darmstadt	Krefeld	Potsdam
Dillenburg	Limburg	Recklinghausen
Dortmund	Lippe	Regensburg
Dresden	Lübeck	Rhein-Neckar
Duisb.-Mül.-Oberh.	Lüdenscheid	Saarland
Düsseldorf	Lüneburg	Sachsen-Anhalt
Essen	Main-Taunus-Kreis	Schleswig-Holstein
Franken (Nürnb.)	Mainz	Siegerland
Frankfurt	Mecklenburg- Vorpommern	Stuttgart
Freiburg	Marburg	Trier
Fulda	Minden	Würzburg u. Unterfranken
Gelsenkirchen	Moers	Weiden i.d.O.Pf.
Gießen-Wetzlar	Mönchengladbach	Wesel
Göttingen	München	Westmünsterland
Hagen u. Umgeb	Münster	Wetterau
Hamburg	Neuss	Wiesbaden
Hameln	Niederbayern	Wuppertal
Hanau	Niedersachsen-Ost	Zwickau
Hannover		

Assoziierte Gesellschaften  
Jüdisch-Christliche AG Leipzig  
AG Kirche und Judentum Thüringen



## Träger\*innen der Buber-Rosenzweig- Medaille

- |      |   |      |  |
|------|---|------|--|
| 1968 | Professor Dr. Friedrich Heer, Wien<br>Professor Dr. Friedrich-Wilhelm Marquardt, Berlin | 1992 | Dr. Hildegard Hamm-Brücher, München<br>Dr. Annemarie Renger, Bonn  |
| 1969 | Professor Dr. Ernst Simon, Jerusalem  | 1993 | Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste, Berlin  |
| 1970 | Dr. Dr. Eva Reichmann, London<br>Rabbiner Professor Dr. R. R. Geis, Düsseldorf          | 1994 | Professor Dr. Jakob Petuchowski, Cincinnati<br>Professor Dr. Clemens Thoma, Luzern   |
| 1971 | Bischof D. Kurt Scharf, Berlin  | 1995 | Dr. Richard von Weizsäcker, Berlin   |
| 1972 | Msgr. Dr. A. C. Ramselaar, Utrecht  | 1996 | Professor Dr. Franklin Hamlin Littell, Philadelphia<br>Professor Dr. Joseph Walk, Jerusalem  |
| 1973 | Professor Dr. Helmut Gollwitzer, Berlin   | 1997 | Hans Koschnick, Bremen   |
| 1974 | Dr. H. G. Adler, London   | 1998 | Lea Rabin, Tel Aviv  |
| 1975 | Archbishop G. Appleton, Jerusalem/Wantage<br>Abt Laurentius Klein, Jerusalem            | 1999 | Erzbischof Henryk Muszynski, Gnesen  |
| 1976 | Dr. Ernst-Ludwig Ehrlich, Basel   | 2000 | Dr. h.c. Johannes Rau, Berlin  |
| 1977 | Friedrich Dürrenmatt, Neuchâtel   | 2001 | Schule Ohne Rassismus  |
| 1978 | Dr. Grete Schaeder, Göttingen<br>Professor Dr. Albrecht D. Goes, Stuttgart              | 2002 | Dr. h.c. Edna Brocke, Essen<br>Professor Dr. Rolf Rendtorff, Karben<br>Professor Dr. Johann Baptist Metz, Münster                    |
| 1979 | Manès Sperber, Paris<br>Dr. James Parkes, Southampton                                   | 2003 | Dr. h.c. Joschka Fischer, Berlin   |
| 1980 | Professor Dr. Eugen Kogon, Königstein<br>Dr. Gertrud Luckner, Freiburg                  | 2004 | Daniel Barenboim, Berlin   |
| 1981 | Isaac Bashevis Singer, New York   | 2005 | Professor Dr. Peter von der Osten-Sacken, Berlin<br>Institut Kirche und Judentum, Berlin   |
| 1982 | Schalom Ben-Chorin, Jerusalem   | 2006 | Leon de Winter, Amsterdam<br>Gesicht Zeigen! Aktion weltoffenes<br>Deutschland e.V., Berlin  |
| 1983 | Helene Jacobs, Berlin   | 2007 | Esther Schapira, Frankfurt am Main<br>Dr. Georg M. Hafner, Frankfurt am Main   |
| 1984 | Siegfried Theodor Arndt, Leipzig<br>Helmut Eschwege, Dresden                            | 2008 | Stef Wertheimer, Tefen/Tel Aviv  |
| 1985 | Professor Dr. Franz Mußner, Passau  | 2009 | Professor Dr. Erich Zenger, Münster  |
| 1986 | Professor Dr. Heinz Kremers, Duisburg   | 2010 | Dr. Daniel Libeskind, New York   |
| 1987 | Siedlung Neve Schalom, Israel   | 2011 | Dr. Navid Kermani, Köln  |
| 1988 | Arbeitskreis Studium in Israel  | 2012 | Präses Nikolaus Schneider, Düsseldorf  |
| 1989 | Sir Yehudi Menuhin, London  | 2013 | Mirjam Pressler, Landshut<br>Fritz Bauer Institut, Frankfurt am Main   |
| 1990 | Charlotte Petersen, Dillenburg  | 2014 | György Konrád, Budapest  |
| 1991 | Leo-Baeck-Erziehungszentrum, Haifa  | 2015 | Professor Dr. Hanspeter Heinz, Augsburg<br>Gesprächskreis „Juden und Christen“ beim<br>Zentralkomitee der deutschen Katholiken, Bonn |
|      |   | 2016 | Professor Dr. Micha Brumlik, Berlin  |
|      |   | 2017 | Konferenz Landeskirchlicher Arbeitskreise<br>Christen und Juden (KLAK)   |
|      |   | 2018 | Peter Maffay, Tutzing  |
|      |   | 2019 | Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus (KIgA)<br>Netzwerk für Demokratie und Courage e.V. (NDC)                                 |
|      |   | 2020 | Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel  |
|      |   | 2021 | Christian Stückl, Oberammergau   |
|      |   | 2022 | Peter Fischer, Präsident von Eintracht Frankfurt,<br>und MAKKABI Deutschland e.V.  |